

Gottfried August Bürger.
Von Paul Schlenther.

№ 266. Sonntagsbeilage № 23. zur Vossischen Zeitung. 1894.

Nachdruck verboten.

Berlin, den 10. Juni.

Redakteur Dr. Paul Schlenther.

Transkribiert im Auftrag und auf Kosten des Bürgerbiographen Helmut Scherer (Berlin).

Inhalt:

- I. Bürger im Kampf ums Dasein.
- II. Bürger im Kampf um die Liebe. Seite 8
- III. Bürger im Kampf um die Kunst. Seite 17

I. Bürger im Kampf ums Dasein.

[Sonntagsbeilage Nr. 23 zur Vossischen Zeitung Berlin 10. Juni 1894, Nr. 266]

Vor hundert Jahren, am 8. Juni 1794, wurde in Göttingen ein deutscher Dichter zu Grabe gebracht. Dem elenden Leichenzuge folgten nur wenige. Obgleich der Todte etwas gewesen war, was zu Göttingen am höchsten bewerthet wird, Universitätsprofessor, so fühlten sich doch die meisten seiner Kollegen von einem unbequemen, ihre Zunft entweihenden Kumpagne Gott dankend erlöst. Wenn dieser hingestorbne Professor nie einen Heller Sold bezogen, obwohl er zehn Jahre lang seines Amts gewaltet hatte, so erschien dadurch den andren der Abstand zwischen ihnen und ihm nur desto größer. Es gab allerdings auch im damaligen Göttingischen Universitätsleben freiere Geister, wie den berühmten Philologen Heyne und vor Allen Lichtenberg, die in diesem hungrigen Amtsbruder den überragenden Dichter, den lebenswürdig menschlichen Menschen erkannten. Sie halfen, wo sie konnten. Wenn der Sterbende sechs Wochen vor seinem Tode durch „die Milde der königlichen Regierung in Hannover“ ganze funfzig Reichsthaler zum Geschenk erhielt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese funfzig Reichsthaler aus Heynes eigener Tasche kamen. Sie reichten wohl hin fürs Begräbniß.

Heynes, Lichtenbergs, wohl auch Schlözers Menschenfreundlichkeit können als Anfang einer guten Tradition gelten, in welcher Göttinger Professoren noch heute stehn. In dortigen Universitätskreisen hat man sich zuerst daran erinnert, daß seit dem Tode Gottfried August Bürgers ein Jahrhundert vorüber ist. Man besah den Platz, der einst die müden Gebeine des Dichters aufgenommen hatte, und fand einen verwitterten Grabstein; unwerth des Namens, der in schwer leserlichen Zügen drauf geschrieben ist. Man will dort eine Ehrensäule bauen. Und kaum anderswo dürfte dem Dichter der Lenore, der Taubenhainer Pfarrerstochter ein Denkmal errichtet werden, als in Kirchhofsumgebung, unter Gräbern, wo zur mitternächtigen Stunde lustiges Gesindel tanzt, wo „es wimmert am Unkengestade“.

Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
Das flimmert und flammert so traurig,
Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras,
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß,
Da wehen die Lüftchen so schaurig.

Ich weiß nicht, ob es in einer andren Sprache noch Verse giebt, worin der Begriff des trostlosesten und kläglichsten Unglücks so (darf ich sagen, so glücklich?) zur Anschauung gebracht

ist, wie hier. Sicher giebt es nicht Verse, die für Bürgers eigne Lebensmelodie so treu den Text und den Ton angäben.

Vom Göttinger Grabhügel aus braucht man nicht allzu weit in deutschen Ländern umherzuwandern, um die wenigen Orte aufzufinden, an denen Bürger lebte und selten genug glücklich war. Wer bei klarem Wetter auf der Brockenhöhe steht, dessen Auge kann ungefähr den geographischen Kreis dieses Daseins umschreiben. Und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade der gespenstischste aller deutschen Berge, der Blocksberg, es war, der den Phantasien des größten Geistersehers unter unsern Dichtern nahe stand. Gar viel ist freilich in Gedichten und andern Lebensäußerungen Bürgers vom Brocken und vom Harz nicht die Rede; eine dichterische Frucht, wie sie Goethe von seiner „Harzreise im Winter“ mitbrachte, wird man bei Bürger vergebens suchen. Wenn er sich einmal (Januar 77 an Sprickmann) drüber beklagt, daß der Prophet nie was im Vaterlande gelte, so galt auch das Vaterland dem Propheten nicht allzuviel; „am besten steht sich der Prophet, wenn ihn das Vaterland gar nicht kennt“. Liebe zur Heimath äußert sich nirgend bei ihm in unmittelbaren Lauten. Vielleicht eben darum, weil er von der Heimath nie loskonnte.

Die Schauplätze seines Lebens liegen dicht gedrängt neben einander. Auf der Südgrenze des Harzes liegt das Kirchhof Molmerswende, wo im Pfarrhause Bürger am Silvester 1747 zur Welt kam. Daneben Pansfelde, woher Bürgers Vater stammte, und in dessen Pfarrhause die Tochter, Bürgers Gespielin, von einem Edelherrn verführt wurde. Ueber diesen Dörfern ragt auf dem Falkenstein die silberschimmernde Burg des Ritters, der sich nächtens nach Taubenhain in die Liebeslaube schleicht. Das ganze Gebiet hält sich zum preußischen Städtchen Aschersleben, wo Bürgers Großvater lebte, der nicht nur Bauer hieß, sondern auch mit der ganzen dickschädelligen Rechtschaffenheit und Härte dessen, was man eine Bauernnatur nennt, Bauer war. Dieser alte Mann sah, wie sich im Molmerswender Pfarrhause die Pastorsleute zankten oder mieden. Er nahm daher den zwölfjährigen Enkel zu sich nach Aschersleben und schickte ihn ein Jahr lang auf die Stadtschule. Von diesem östlichen Winkel des Südharzes springt Bürgers Schicksal in den westlichen hinüber. Dort liegt Göttingen und eine Meile davon ragt der alte Gleichen empor, dessen Bezirk von Gelliehausen aus verwaltet wird und die Ortschaften Niedeck, Wöllmarshausen, Appenrode umfaßt.

Hier liegt Bürgers eigentliches Land und Elend. Von hier zog seine Sehnsucht vergebens ins Weite. Stets nährte er irgend eine Hoffnung, daß irgendwo in der Ferne sein Glück ihm noch blühe. Bald wurde Hannover, bald Braunschweig, bald Oldenburg, bald eine Residenzstadt am Rhein das Ziel seiner Wünsche. Einmal winkte sogar Hoffnung auf eine Professur in Preßburg. Immer erfolglos. Als er sich um ein bescheidenes Lehramt in Berlin bewarb, erklärte der damalige Kultusminister, Herr von Zedlitz, die heutigen mit dem Gemeinwesen sich verquickenden Schöngeister seien als Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen, und es müsse dafür gesorgt werden, „daß die Jugend keinen frühen Hang zu der, alle Seelenkraft und die zu Geschäften erforderlichen Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme“. Unter diesen Anschauungen, denen schon Lessing weichen mußte, hätte eine Dichternatur wie Bürger nicht gedeihen können. In Berlin herrschte überdies Nicolai, mit dem Bürger (Daniel Wunderlich contra Daniel Seuberlich) im literarischen Kriege stand. Desto verlangender richtete sich sein Blick nach Weimar, der Stadt Wielands, Herders, Goethes. Aber für Bürger blieben auch hier die Thore versperrt. Er mußte zwölf Jahre lang (1772-1784) im Schutze des alten Gleichen bleiben: zuerst als Justizamtmann, später auch noch als freiherrlich Uslarischer Gutspächter. Als er aus dieser trübseligen Lage endlich erlöst war, führte ihn sein Weg doch nur eine Meile weit nach Göttingen zurück, wo einst der Student theils erotisch theils seraphisch geschwelgt hatte, und wo sich nun der Dozent zum langsamen Verhungern anschickte.

Im Brief an Bürger nennt J. H. Voß Göttingen einmal „den barbarischen Musensitz“. In der dortigen Gelahrtheit herrschten wohl großentheils ähnliche Ansichten, wie sie jenes Schreiben

des preußischen Kultusministers ausspricht. Daß Bürger nicht von ihrer Art war, haben die Professoren schon empfunden, als sich der 21jährige Musensohn 1769 um seine Aufnahme in die deutsche Gesellschaft, eine Art Vorschule der akademischen Würde, beworben hatte. Jeder der Aufnehmenden hatte danach ein Votum abzugeben und Kluckhuhn [Kluckhohn] hat sich das Verdienst erworben, diese Wahrsprüche aus den Akten bekannt zu geben (Schnorrs Archiv XII, S. 64 ff.). Schon das Anschreiben des Kandidaten erregte durch eine gewisse ironische Unterwürfigkeit Kopfschütteln. Noch mehr die Probearbeit über Homerübersetzung, welche von Heyne als durch und durch unverdauete Schrift einer eingebildeten und eitlen Person bezeichnet wurde. Ein Anderer beklagt die gar zu „neumodige“ Schreibart, ein dritter den unheilvollen Einfluß J. G. Hamanns, des Magus [Magnus] aus Norden. Gatterer, in dessen Hause Bürger später recht befreundet wurde, weil ihn eine dichtende Tochter anschwärmte, hofft, der junge Frechling werde sich unter den Alten verfeinern. Am zutreffendsten äußert sich der Epigrammatiker Kästner: ein Baum, der zu sehr ins Holz treibe, lasse sich allemal noch durch Beschneiden verbessern und sei ihm lieber als einer der aus Mangel an Saft dürre stehe. Da trotz allen Bedenken von verschiedenen Seiten anerkannt wurde, daß der junge Mann „Genie“ zeige, so gab schließlich das boshafte Diktum des Philosophen Felder [Feder], den später Bürger als einen Antikantianer bekämpfte, den Ausschlag. Er schlug die Ehre, Beisitzer der deutschen Gesellschaft zu werden, nicht so hoch an, als daß man den jungen Bürger abweisen sollte. So hatte Bürger den Anwarteschein für eine Göttinger Gelehrtenlaufbahn in der Tasche und es konnte ihm dadurch leichter werden, anderthalb Jahrzehnte später in den Lehrkörper der Universität einzutreten. Nachdem er sein Einladungsprogramm über den deutschen Stil ausgegeben hatte, fanden seine Vorlesungen, namentlich sein ketzerisches Eintreten für Kant ziemlichen Zulauf, der freilich nicht lange vorhielt. Vermuthlich ermüdeten die Hörer mit dem Lehrer. Bürger behielt in Göttingen dasselbe Gefangenengefühl wie auf dem Lande.

Dieses Gebanntsein an die Scholle hat zeitlebens auf sein Schicksal gedrückt. Wie gern hätte er, der enthusiastische Bewunderer Shakespeares, Ossians und der schottischen Balladen die britannischen Inseln gesehn! Wie sehnt er sich auch in das Land der Romanzen! Mit 1000 Thalern möchte er „á la Holberg“ Portugal und Spanien ins Kreuz und in die Quere durchreisen und mit einem Mantelsack voll Kollektaneen wiederkommen. Aber nicht einmal in Deutschland wurde seine Reiselust befriedigt. Einmal (Oktober 77) ist Aussicht, daß er seinen jungen Schwager nach Münster zum Militär bringen kann. In Münster lebte der gleichgestimmte Vertraute seines Herzens, Sprickmann, der schwärmerische Dichter der „Eulalia“. Bürger jubelt: „Alter Bengel, das sollt´ uns beyden mal recht wohl bekommen. O ich habe so viel! so viel! in euren Busen auszuschütten, was ich weder schreiben kann noch mag. Wir armen Korydöne, wir!“ Bürger hat Münster nie gesehen. Wenn er gelegentlich auf einer Geschäftsreise in Hannover seinen stützenden Freund Boje heimsuchen durfte oder einen Ritt nach Ellrich zu Göckingk und nach Halberstadt zu Gleim wagte, so waren das Entschlüsse. Höchstens reichten ein paar Male Zeit und Geld zur Reise nach Obersachsen aus, wo Bürger schon als Hallischer Pädagogist und Student einige Jahre lang heimisch gewesen war. Nur einmal sollte die Fahrt ins Schwabenland gewagt werden. Es war eine Brautfahrt. Es war die Fahrt ins schmachlichste Mißgeschick. Ihm war also beschieden, im Lande zu bleiben und sich so redlich, wie es anging, zu nähren. Vom Großvater erbte er etwas Grundbesitz, aber da dieser auf preußischen Gebiet lag, während Bürger sein Brod im Hannöverschen aß, so konnte er bei der damaligen Kleinstaaterie sein Eigenthum nicht einmal zu Bürgerschaftszwecken ausnutzen. Und als sich einst der alte Großvater entschlossen hatte, für den jungen Amtmann die nöthige Kautio eigenhändig in baarer Münze einzuzahlen, gerieth das Geld an einen ungetreuen Verwalter, der es für sich selbst verthat. Bürger war überall der Geprellte.

Diese Schlemihlnatur konnte unmöglich einen brauchbaren Staatsbürger abgeben. Wenn

sein Großvater, der alte Ascherslebener Bauer, genau das war, was er hieß, so hat sein Enkel selbst darüber gescherzt, wie wenig werth er seines Namens sei. An Vorsätzen, ein guter Bürger und „Pfahlbürger“ zu werden, fehlte es nie. Aber der Konflikt zwischen dichterischen Beruf und weltlicher Pflichterfüllung, den Goethe so meisterhaft zu lösen verstand, blieb für Bürger ewig ungelöst.

Einmal (April 79) schreibt er an Boje: „Der Teufel ist seit einigen Monaten in mich gefahren, daß ich weder Tag noch Nacht Ruhe habe, bis alles, was ich auf Herz und Gewissen habe, weggearbeitet ist, um endlich einmal leicht und frei aufathmen zu können, und den üblen Geruch von meiner Geniemässigen Schluderei, Leichtsinn und Saumseeligkeit in den balsamischen Wolgeruch der Promtitude und des Fleisses, wie einen ehrbaren Philister eignet und gebürt, zu verwandeln. Die Musen sind glücklich zum Teufel gejagt. Was Verse sind? Wie sie aussehen? Wie sie gemacht werden? das weis ich alles nicht mehr. Ich lebe und webe in Acten und Rechnungen. Jene kamen mir zuletzt fast zu hoch zu stehen. Ich konte es nicht mehr aushalten. Adies. Meine Unterschrift sey dir ein Zeichen meiner Metamorphose! Bürger August Gottfried.“ — „O Sprikman,“ ruft er (Oktober 78), „ich möchte des Teufels werden über allen den Zwei-Pfennigsgeschäften, an welche ich hier das beste Mark meines Lebens verschwenden mus. Wenn mich nun davor ekelt, wenn ich liegen lasse, so kommen dann, ganz ohne allen Respekt vor dem großen Namen Eures unsterblichen umlorbeerten Freundes, die infamsten Excitoria an. Das ärgste ist, daß die größte Kleinigkeit, die mich betrifft, gleich im ganzen Lande bekant wird. Mein Abscheu und Widerwille gegen die Lumpereien ist öfters so weit gegangen, daß ich nur durch die Rizen in die hochverehrlichen Rescripte hineingeblinzelt, und wenn ich gemerkt habe, daß es nichts gedeihliches gewesen, sie unerbrochen und ungelesen dahin getragen habe unde negant redire chartas. Leider Gottes! aber habe ich das schon durch manche 5 manche 10 Thlr. Strafe büßen müssen. Hole der Henker den Betteltanz!“

Bei jedem Versuch, Bürgers Lage zu bessern, bekamen an zuständiger Stelle die Freunde es zu hören, ein wie lässiger Beamter er sei, und wie wenig seine bisherigen Dienstleistungen eine bürokratische Förderung rechtfertigen könnten.

Diese geschäftliche Zerfahrenheit, Unzuverlässigkeit und Saumsal, die er später selbst als seinen „Bürgerianismus“ bezeichnete, trat auch im Verkehr mit seinen Freunden hervor. Sein Rath und sein Urtheil, ja sogar seine werthtätige Hilfe war den dichtenden Genossen von höchstem Werth. Gedichtabschriften und größere Manuskripte liefen fortwährend in das alt-englische Amtshaus ein. Aber sie kamen schwer wieder heraus. Und dann erfolgten Reklamationen. „Der Henker mags wissen“, klagt der Suchende, wohin sich die Goeckingkschen Stanzen verkrochen haben. Innerhalb meiner vier Pfähle sind sie gewiß noch, aber wo? Der Teufel pflegt mir öfter über so was seine verdammte Faust zu halten, blos damit ich mich so hart und schwarz, wie seine Faust, ärgern muß. Ich werde sie noch einst wiederfinden, wenn ich sie nicht mehr suche.“ So geschah es auch.

Wenn es richtig ist, daß man aus dem Munde der Kinder die Wahrheit hören wird, so hat Bürgers achtjähriges Söhnchen, das Unterpand seiner Liebe zu Molly den Papa richtig beurtheilt. Es ist so reizend wie rührend, daß der Kleine an seinen kindlichen Spielereien unbewußt verspürt, was dem Vater den Ernst des Lebens so bitterlich schwer machte: „Liebes Väterchen“, schreibt (Juni 89) der kleine Emil, den seine Tante erzog, „ich werde nun recht artig weil du es haben willst aber aber du wirst doch auch war halten denn Väter müssen war reden, und wirst mir schöne Sachen schicken. die Bücher habe ich auch noch nicht von dir. Ja du bist mir ein Vater.“ Einige Monate später: „Wie Sie vor den Jahre da waren, versprachen Sie heuer wieder zu kommen. Sie haben aber nicht wahr gehalten, und versprachen es doch recht sehr. Halten sie nur mit den Gelde beßer wahr, hören Sie libes Vätergen, wißen Sie wohl noch? daß Sie mir 100 Thaler schicken wollten, wenn ich an Sie den ersten Brief schriebe das ist nun wol der dritte und habe noch nicht 100 Pfenge gesehn.“ „Es ist doch ein kleiner Rack-

bengel“, fügt die derbe, gemüthliche Tante Müllner diesem Mahnbrief bei; aber sie, die ihren geliebten Bruder Gottfried kannte, wußte genau, wie sehr es der kleine Rackbengel getroffen hatte.

Auch literarische Besteller mußten sich Bürger gegenüber in Geduld fassen und hätten oft an ihn den Ruf seiner Lenore entsenden können: „Wie lange willst Du säumen?“ „Wenn mir nur nicht so viele Leute die Hölle heiß machten und zum Homer mahnten!“ stöhnt er (Januar 77 an Sprickmann). Der große Schauspieler Schröder in Hamburg, den Bürger bei einem Gastspiel in Hannover kennen gelernt hatte, wartete auf die verabredete Macbethübersetzung Jahre lang. Was ein heutiger Theaterdirektor nicht mehr thäte, er wartete geduldig, während er von Zeit zu Zeit ein höflich-dringendes Mahnzettelchen an den Dichter sandte, dem er allein diese Arbeit zutraute. Während aber die Stunde drängte, während in Hamburg Dekorationen und Kostüme bereit lagen und durch das starke Interesse für Hamlet und Lear die Gelegenheit günstig war, gelangte Bürger auf seinem „Hungerdorfe“ von Skakespeare wieder einmal in den Ossian hinein; so wenig Freude er früher durch den Vorsprung Fritz Stolbergs mit seiner Iliasübersetzung erlebt hatte, so rasch war er entschlossen, sich an den Ossian zu machen. Der kluge Freund Boje warnte vor dieser zeitraubenden und wenig einträglichen Thätigkeit. Bürger aber, obwohl ihm das Messer scharf an der Kehle sitzt, obwohl er von literarischen wie merkantilischen Gläubigern umdrängt wird, erwidert: „Mit meinem Ossian ist es nicht gerade auf den Gewin abgesehn. Es jammert mich nur, fast jeden seiner Töne verstimt in den bisherigen Dolmetschungen zu hören. .. Deine Gründe gegen das Unternehmen sind vollkommen richtig; indessen wil ich doch, wäre es auch nur zu meiner alleinigen poetischen Erbauung, forfahren, mich mit dem großen Könige der Lieder zu beschäftigen. Was jetzt nicht zu gebrauchen ist, steht vielleicht künftig zu gebrauchen.“ Geschäftsklug und lebensweise ist das nicht gedacht. Aber es liegt etwas von jenem Elemente drin, ohne das eine große Poesie im Menschen nicht entstehn kann: der gebieterische Ruf des Genius „Die Sache will’s“.

Die Ossianübersetzung ist zu Stande gen[k]ommen und schließlich auch die Macbethübersetzung; und die Reihe dessen, was Bürger auf literarischem Gebiete außer seinen Gedichten vollbracht hat, ist nicht gar so kurz. Wenn daneben Vieles liegen blieb und scheiterte, so ist der Grund gewiß auch in ihm, mehr aber noch um ihn herum zu suchen. Als er (Mai 77) an Boje die schöne Ballade „Der Bruder Graurock und die Pilgerin“ geschickt hatte, fügte er bei: „Trotz allen Geschäften und Zertreuungen, die mich umgeben, reißt sich doch in den Zwischenmomenten allerley loß.“ Aber ein ander Mal (April 76) klagt er: „Ach! daß ich zu so herrlichen Zeiten keine Musse habe und die Flamme vergebens brennen lassen muß! Bey Gott! Ich fühle mich schier stark genug und von dauerhaftem Athem, das große Nationalgedicht ... zu Gange zu bringen.“ Und auch noch ein Jahr später: „Es kommen mir zwar jezt öfters Stunden der Weyhe, nur leider darf ich sie nicht nützen. Ich werde von außenher gar zu sehr bestürmt. Ob ich wohl noch einmal in meinem Leben zu einiger Ruhe kommen werde? Vielleicht, wenn die güldnen Tage der Jugend, der Wärme und der Krafft dahin sind.“ Dieses Verhängniß seines Lebens hat er in Briefen an Gleim und Boje selber epigrammatisch ausgedrückt: „Niemand kann zween Herren dienen, dem Mammon und den Musen“. Wie schwer das zu jenen Zeiten war (ist es heute viel anders?), erhält Bürger von Freunden bestätigt. Graf Fritz Stolberg, der ihm eine Beamtenstelle im Oldenburgischen verschaffen soll, schreibt (Februar 87) an ihn: „Außer wenigen Edeln hält der ganze übrige Pöbel, und vor Allen der durchlauchtige, den Dichter für einen zwar seltenen, aber losen Vogel, der nicht in die Wirthschaft taugt. Weil wir fliegen, glaubt man, daß wir nicht gehen können; und wenn wir auch in Geschäften heller sehen, hält man uns für übersichtig.“ Aber auch Boje, den die Genies mit einer humoristischen Mischung von Hohn und Respekt zu den „ordentlichen Leuten“ rechneten, und der ein musterhafter Staatsbürger war, muß daraufhin, daß der Freund bei den Obrigkeiten schlecht angeschrieben war, einräumen: „Und daß du Verse machst, ist das allerschlimms-

te. Wenn du Karten spieltest, würde manches gar nicht bemerkt werden.“

Verzweifeltes Sichdreinergeben und Sehnsucht hinaus wechseln in Bürgers Stimmung. An Boje, den Ordentlichen, Vorsichtigen und Vernünftigen, schreibt er (Juli 78): „Ich mus eine neue Bahn anfangen, auf welcher ich wahrscheinlich den Musen gute Nacht sagen mus. ... Verbrennen! Verbrennen wil ich alles, was dem ähnlich sieht und mein mir beschiednes Tagwerk wie alle andre ehrliche Altagsleute nach seiner Leier täglich umpflügen, bis an mein seeliges Ende“. Diese Entsagung steigerte sich bis zum Verzweiflungsschrei. „Ich bin wie in ein dumpfes Grab verschlossen, und kan nicht athmen, ich ersticke. Grosser Gott! du giebst mir das Vermögen zu leben, und nicht den Ort, nicht die Gelegenheit!“ Aber an Sprickmann, den wahlverwandten Schwarmgeist, schreibt er (Oktober 77): „Hör einmal Pursche, ich habe einen gar verdammten Gedanken. Nehmlich den: Alles zusammenzuraffen, in Ordnung zu bringen, mein Haus zu bestellen, die Meinigen zu versorgen, und dann ... erwerthern nicht! aber allenfalls bewaschingtonen. Denn unsere Weiber, wenn wir sie versorgen, verliehren nichts an uns. Oder, was meint Ihr, wenn wir so viel noch zusammenkrazen und mitnehmen könnten, um uns am Rhein oder einer andern anmuthigen geseegneten Gegend ein Häuschen und einen Weinberg zu kaufen. Darinn als ein Bauer zu arbeiten, zu leben und zu sterben, stelle ich mir gar paradiesisch vor.“ — Auch Boje kriegt ähnliches zu hören: „Ich will aber noch glücklich seyn. Das hoffe ich bei einer Schaale vol Milch und Brod im Bauernkittel zu werden.“ Es war im Herbst 1778, die Welt stand unter dem Sternbilde Rousseaus. Auch der niedersächsische Bauernsprößling, der doch die vielgepriesene Ländlich-Sittlichkeit kennen mußte, verhofft sich ein arkadisches Idyll am Busen der Natur. Es waren Pläne, es waren Luftschlösser. In Wahrheit verblieb Bürger um und in Göttingen. So oft er seine Stellung wechselte, belebte ihn neue Hoffnung, die nur zu bald neuer Enttäuschung den Platz räumte. Als er am Amtmann verzeifelt hatte, schreibt er (Dezember 85) seinem Schwager: „Es war in dem elenden Edelmanns-Dienste nicht mehr auszuhalten. Es ging dabei nicht nur alle mein Armüthchen, sondern auch Gesundheit und fast das Leben zu Grunde.“ Als er die Pachtung aufgab, schrieb er an Gleim, sie sei für ihn sehr ruinös gewesen. Und als er endlich in Göttingen die Professur ohne Gehalt bekommen hatte, ließ er sich (Oktober 89 an Boje) vernehmen: „Ich treibe jetzt mehrentheils Kartoffelstudia. Denn ich habe dirs, glaube ich, schon letzthin gemeldet, daß ich nun hier ein Herr Professor geworden bin. ‚Da bist du was rechts!‘ wirst du mit Major Tellheim sagen.“

Wie bei den meisten Menschen, so ist man auch bei Bürger nicht abgeneigt, die Schuld an seinem Unglück weniger in den Verhältnissen und im eignen Naturell, als bei den Mitmenschen zu suchen. Von früh an ist seine Gesellschaft nicht immer die beste gewesen. Schon in Halle als junger Student der Theologie und später der Rechtswissenschaft gerieth er an den berühmten Klotz, den „Geheimderath“ Lessingischen Angedenkens. Dieser elegante Lateiner war nicht nur ein flacher Gelehrter und windiger Schönggeist, sondern auch ein lustiger Bruder, der im Weinhaus und mit Weibern seine Würde oft genug hinwarf, ohne daß er, wie sein Vernichter Lessing es forderte und konnte, im Stande gewesen wäre, sie wieder aufzuheben. Von diesem Klotz schrieb Lessing: „Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Skribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten und ihn in eine solche Wolke von Weihrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor.“ Einer dieser Skribler sollte eben damals, als Lessing sein großes Strafgericht losließ, auch der einundzwanzigjährige Bürger werden. Klotz schmeichelte seiner Eitelkeit und versprach ihm goldne Berge. Wofern er selbst nur länger in Halle bleibe, werde er seinen jungen Freund gewiß bald als Hallenser Professor begrüßen. Das wüste Leben in Halle mußte sehr bald nicht nur dem Geldbeutel, sondern auch dem Biedersinne des alten Großvaters in Aschersleben zuwider werden. Er fing an, zu schelten und zu knausern. Da leg-

te sich der muntere Geheimrath ins Mittel. Indem er dem Alten durch seine Autorität und Würde als Lehrer zu imponiren suchte, ging sein Absehn nur drauf aus, dem Zechkumpan Geld in den Beutel zu schaffen. Aber der alte Bauer war schlaue genug, den Unrath zu riechen, und schickte sein Enkelsöhnchen von Halle nach Göttingen. Auch hierhin folgte Klotzens Schatten. Einflußreiche Lehrer der Universität, wie Heyne und Böhmer, suchte er seinem Jünger durch boshafte Witze zu verleiden. Dafür aber empfahl er ihn an das Haus seiner Schwiegermutter, wo Bürger in die Arme eines lüderlichen Frauenzimmers fiel und in allerlei unlieb-same Händel mit Raufbolden gerieth. Der Großvater zog ganz seine Hand von ihm. Klotz wollte persönlich vermitteln, aber die grobe Behandlung, die dem Herrn Geheimrath im Hofe zu Aschersleben angediehen wurde, kann als ein ergötzlich derbes Seitenstück zu Lessings gelehrter Abfertigung gelten. Der Knüttel des niederen Bauernverbandes und die Damascenerklinge des höchsten wissenschaftlichen Geistes trafen denselben Schädel. Für Bürger war es ein Glück, daß sein trunkfröhlicher Mentor bald starb. Er konnte sich nun desto eher auch von dessen geistigem Einflusse befreien. In jenen Hallischen Studententagen hatte der junge Bursch gewiß feurig für seinen Meister gegen Lessing Partei genommen. Elf Jahre später (Mai 79) schreibt er an Boje: „Wie hat sich mein Geist an dem Nathan gestärkt! Wie verlangt mich, dir alles zu sagen, was mir dabei eingefallen ist und noch einfällt.“ Damals hatte er dem Dichter des Nathan die antiquarischen Briefe längst und gern verziehn.

Ein milderer Schutzgeist war nach Klotzens Tod an seine Seite getreten und versöhnte ihn auch wieder mit dem grolenden Alten in Aschersleben. Es war Gleim. Wie Klotz, hatte auch Gleim stets einen Schwarm junger aufschießender Skribenten um sich, an denen er nicht immer Freude erlebte und zwar um so weniger, als er sich diese „Halberstädter Dichterbewahranstalt“ (ein Wort Erich Schmidts) nicht zu selbstischen Zwecken hielt, sondern aus Liebe zur Poesie und zur Jugend. Bürger liebte und verehrte in dem gütigen Kanonikus stets sein „liebes Väterchen“. Freilich konnte ihm auch Vater Gleim nicht viel helfen. Als Dichter flog Bürger weit über seinen Horizont hinaus. Eines der ersten Gedichte, die Bürger an Gleim sandte, war „Das Dörfchen“, ein ideales Landschäftchen, das noch dazu unorginell dem Bernard nachgebildet ist, von dem Feiler Boje mehr für sich selbst als für Bürger in Anspruch genommen wurde und dessen Tonart durch Verse wie diese bezeichnet wird:

Schön ist die Flur
Allein Elise
Macht sie mir nur
Zum Paradiese.

Gleim schwamm in Wonne und flehte um nur noch zwei solcher Liedchen; damit vermaß er sich, daß Herz Friedrichs des Großen für Bürger zu gewinnen. Der König liebte Bernard, warum sollte er nicht seinen Verdeutscher lieben lernen? Aber diesen Verdeutscher zog von Bernard und von der stillen, würdigen Beschaulichkeit Gleimischer Freundschaft ein düstrer Dämon weg.

Allen den unerquicklichen Kabalen, die Bürger mit einem angeberischen Pastor und andren Störenfrieden hatte, will ich hier nicht nachgehn. Denn sie haben keine greifbare Spur in seiner Dichtung hinterlassen. Mehr als solche feindnachbarlichen Kabalen machte die Liebe dem Herzen Gottfried Augusts zu schaffen. Hier bluten die Wunden dieses armen Lebens am reichsten. Hier wußten die Moralisten schon zu Lebzeiten und später in den Literaturgeschichten das Meiste am Zeuge zu flicken. Alle jene leblosen Moralbegriffe, mit denen man auch dieser Tage noch in Säkularbetrachtungen eine vielfältige und in ihrer Vielfältigkeit singuläre Menschennatur abzukanzeln liebt, wie „Haltlosigkeit“, „Unsittlichkeit“, „Charakterschwäche“ — nirgend ist dieser abstrakte Maßstab kältern Herzens angelegt worden, als an das Liebesleben des Dichters der Mollylieder. Aber so wenig man heute bei einer Persönlichkeit wie Hein-

rich Heine dem problematischen Menschen die Ehrung weigern darf, die dem Dichter gebührte, so wenig ist bei Bürger Poesie und Leben zu trennen. Wer am Baum die goldensten Früchte prangen sieht, soll nicht klagen, daß diesen Baum ein unreines Erdreich nährte.

II. Bürger im Kampf um die Liebe.

[Sonntagsbeilage Nr. 24 zur Vossischen Zeitung Berlin 17. Juni 1894, Nr. 278]

Weh mir! Alle Eingeweide
Preßt der bängsten Ahndung Krampf!
O ich armer Mann, wie meide
Ich den fürchterlichen Kampf?
E l e g i e. Als Molly sich losreißen wollte.

Zu Goethes beispiellosem Glück gehörte seine Mutter, die mit ihm jung gewesen war und innerlich nie alterte. Er sah in sie hinein wie in einen Spiegel, der ihm das klarste Anlitz seiner eigenen Seele zeigte. Dieser Anblick gab ihm Heiterkeit und Ruhe des Herzens, das wie im weiblichen Takte schlug. Bürgers Lebensunglück fing schon mit der an, die ihm das Leben gegeben hatte. Früh mußte er ihren groben Händen weggenommen werden; die zeitige Entfremdung wirkte für immer. Als sie ihm in einem „sonderbaren Briefe“ drei wochen zu spät den Tod des alten Großvaters, dem er ein herzliches Grablied singt, meldet, „macht er sich keine Rechnung, nur Gutes von ihr zu empfangen.“. Erst als sie zwei Jahre später selbst im Sterben liegt, verlangt ihr nach dem einzigen Sohne. Er findet sie nicht mehr vor. Einer seiner Freunde meint: „Deiner Mutter Tod mußte Dir natürlicher Weise im Anfang wol zu Herzen gehen. Aber sonst glaube ich, kannst Du nun doch wol besser und bequemer leben als sonst.“ Welch ein Andenken diese Frau bei ihren eignen Kindern hinterlassen hat, beweisen einige Zeilen, die noch 14 Jahre nach ihrem Tode die Tochter, Friederike Müllner (die Mutter des Schicksalstragöden), eine prachtvolle Frau, an den Bruder schrieb. Sie will ihn vor den Schlingen einer Kokette bewahren, und um ihn recht abzuschrecken, schreibt die gute Müllerin: „Unsere Molmerswender Mama war ein Engel gegen sie. Auch in ihren scheußlichsten Furien-Blicken kam sie dieser heute noch nicht bey.“ In der Mutter pflegt der Mann das Weib verstehn zu lernen. Von der mütterlichen Hand wird in sein Wesen eine Kultur gelegt, die ihn nicht nur an Ritterlichkeit und Zartgefühl gegen gleichgestellte Frauen gewöhnt, sondern ihm auch die siegende Gewalt des weiblichen Schutzbedürfnisses zu einer Bedingung seines Glückes macht. Wer diese Kultur nicht schon vor der Mannesreife empfangen hat, wird ihrer stets entbehren. Sie gehört zu den Dingen, die Hänschen dem großen Hans mitbringen muß. Bürger ist ohne diese Kultur durchs Leben gegangen. Er war daher in seinem Verhältniß zu Frauen so oft Gefühlstäuschungen ausgesetzt.

Als halbwüchsiger Bursch begann er, wie es jeder Andre auch gethan hätte, um die schönen Kinder von Aschersleben und Halle leicht zu tändeln. Für solche grünen Herzenskeime fand er noch mit zwanzig Jahren einen lyrischen Ausdruck, der tief in Schulweisheit steckt. Aus diesen Liebesklagen um eine ungewisse Chloe merkt man, daß der Sänger seinen Pausanias, seinen Tibull gelesen hat. Es ist alles noch schulfüchsiger Kindertand. Bald neckt er ein Mädchen, das mit der Puppe spielt, bald wirft er sich in die Brust und giebt der Weisheit, ihn warnt, den Trost, daß sein Amor ja nur der platonische Amor sei,

Mit dem Petrarca sich verband,
Dem einen Tempel unser Gleim geweyhet,
Dem auch Jacobis fromme Hand
Altäre baut und Blumen streuet.

Was freilich dieser züchtige Sänger, der so würdevollen Vorbildern nacheifert, gleichzeitig mit Klotz und Klotzens Göttingischer Weibersippe durchmachte, hat er seinem „Saitenspiele“ nicht vertraut; er schildert sich nur selbstironisch als einen tändelnden Stutzer, der sich in lüsternen Phantasiegebildchen behagt. Auch die bessere Gesellschaft, in die Bürger endlich kam, die ekstatischen Dichterjünglinge des Göttinger Hains, gut gebildete und wohl erzogene, dem Idealen zugewandte junge Männer, vermochten noch nicht, die Liebeslyrik ihres vollblütigen Genossen von den konventionellen Formen und Gedanken zu befreien. Einer wesenslosen Adelina gelten geheuchelte Leiden. Er gefällt sich in der Positur des schmachtenden, um eines andren willen verschmähten Liebhabers. Seine Sehnsucht nach Sklavenketten steigert sich zu matter Eifersucht:

Schöne Buhler werden kommen,
Werden dich um Liebe flehn;
Und du wirst von deinen Frommen
Zu dem Schöneren übergehn.

Er ist noch ein gleimisirer Lyriker, der auch in der Umarmung mit den sanften Freunden Hölty und Miller seinen Kittel abgefärbt hatte; oder er ist der abstrakte Liebesdichter, der sich in die Rolle der mittelalterlichen Minnesänger hineindenkt und mit der nie erfüllten Hoffnung tändelt:

Geliebt, geehrt, bis an mein Ziel
Von einer Flur zur andern,
Werd ich mit meinem Saitenspiel,
Herbeigerufen, wandern.

Der Arme wanderte jedoch nicht durch die Fluren, sondern ins Gelliehäuser Amt, wo er unter vielen unerquicklichen Aktenarbeiten eine große Gunst fand: eine empfängliche, dichterisch empfindende, fromme Frauenseele, die ihn an sich zog. Es war die Gattin seines Vorgängers, die Hofrätin Listn. Als Bürger in ihr Haus zog, war er 24 Jahre alt; sie ist wesentlich älter. Sie ist eine der schönen Seelen ihrer Zeit. Sie kann sich über ideale Fragen ereifern und glaubt an einen Kontakt mit der Geisterwelt. Sie liest Lavaters Tagebuch und mit Bürger zusammen die neuste der literarischen Neuigkeiten, Lessings Emilia Galotti. Sie wird von Boje und den Grafen Stollberg herzlich und dauernd verehrt. Der greulige Klopstöckler Cramer, der, wie immer selbstgefällig übertreibend, sie eine honette „Matrone“ nennt, schwankt im Urtheil über sie, ist aber in seiner lärmenden Originalitätsfexerei nicht ernst zu nehmen. Bürger hat fast zwei Jahre (Juni 72—März 74) bei Listns gewohnt; während der Hofrath als Vormund Uslarischer Kinder zumeist Geschäfte in Hannover abzuwickeln hatte, leistete Bürger der Frau Gesellschaft. Er wünscht sie sich zur „Genossin in den paradiesischen Lauben“ und verspürt durch ihren Umgang neue dichterische Stimmungen, ein neues „unbeflecktes Harfenspiel“. Sie richtet den Blick des Dichters gen Himmel und sucht einen Einfluß, wie ihn um dieselbe Zeit das Fräulein von Klettenberg auf Goethe hatte. So sitzen sie an langen Winterabenden beisammen und vergleichen die irdischen Leiden mit den Aussichten in die Ewigkeit. Die Folge davon ist ein tief und echt empfundenenes, vortrefflich geformtes Gedicht, das in jedem Andachtbuch stehn könnte:

Mit dem naßgeweinten Schleier
Lösch' ich meine Thränen aus.
Und mein Auge schauet freier
Ueber Zeit und Grab hinaus.

Der Glaube, daß Erdenleid himmlisch gelohnt werde, spricht sich am reinsten in dem Ver-

se aus:

Keine Zähre darf uns reuen;
Denn sie fiel in Gottes Hand.

Der Schluß wendet sich persönlich an die Seelenfreundin, die vor der Welt Agathe heißt:

Mich begleite jede Wahrheit,
Die du schmeichelnd mir vermählt,
Zu dem Urquell aller Klarheit
Wo kein Reiz sich mehr verhehlt.

Wenn die Himmelsfreundin das Band etwas lockerte, kamen freilich aus derselben frommen Dichterseele auch andre Töne, und ein Danklied preist die Wonnen dieser Welt. Bürger genießt, um, mit dem alten Brockes zu sprechen, zu jener Zeit auch ein irdisches Vergnügen in Gott. Hierzu gehört die Freude an sich selbst. Er danket dem Allgütigen:

Vor Tausenden gab deine Gunst
Des Liedes und der Harfe Kunst
In meine Kehle, meine Hand;
Und nicht zur Schande für mein Land.

Er durfte so selbstbewußt lobsingen, denn eben damals entstand in ihm sein populärstes Gedicht, die Lenore; und es ist mir nicht zweifelhaft, daß die tendenziöse Schlußpointe: „Mit Gott im Himmel hadre nicht“ den frommen Stempel der Hofrätthin trägt. Das Verhältniß der Beiden blieb rein platonisch. Als sich aber der poetische Hausfreund einem blutjungen Nachbarstöchterchen zu neigen begann, als Jugend nach Jugend ging, verfiel die im höchsten Grade hysterische und melancholische Dame schwerem Siechthum. Sie büßte, wie Bürger an Boje schreibt, ihren besten Theil ein, den Verstand. Nur noch wenige Monate hielt es der Freund unter dem „fatalen Hauskreutz“ der armen Wahnsinnigen aus. Dann zog er dorthin, wo sein Mädchen wohnte. Aus dem düstern Amtsgebäude in Gelliehausen nahm er aber doch einen Trost für das Leben mit; den frommen Glauben seiner Seelenfreundin. Mit dem Gelliehäuser Pastor geriebt Bürger bald in die bitterste Todfeindschaft, die auf gegenseitiges Verderben sann; und die Folge davon war ein ingrimmiger Abscheu gegen alles pfäffische Wesen. Mit dem Gelliehäuser Gott aber blieb Bürger zeitlebens auf bestem Fuße. Ein zuversichtliches Gottvertraun begleitet ihn durch alle Wirnisse seines Schicksals.

Dieses Schicksal sollte sich bald genug wieder verwirren. Unweit Gelliehausen liegt die Burg zur Niedeck. Auch hier befand sich ein Justizamt. Während aber das in Gelliehausen postirte altengleichensche Amt unter Botmäßigkeit der Herren von Uslar stand, ressortirte das Niedecker direkt von der hannoverschen Regierung. Auf der Niedeck waltete damals der Amtmann Leonhart, ein kräftiger Funfziger, ein guter Mann, der Gott einen noch bessern sein ließ. Er verlor seine erste Frau ungefähr um dieselbe Zeit, als deren jüngere Schwester ihren ersten Mann, den Arzt Strecker, verlor. Die beiden hinterbliebenen Theile vermählten sich. Die Frau brachte aus erster Ehe zwei Töchter mit und war den fünf Kindern, die sie vorfand, eine gütige Stiefmutter. Aber weder sie noch der Vater kümmerten sich um Erziehung und Ausbildung. In aller Treuherzigkeit wuchsen die Kinder heran, wie die Blumen auf dem Felde. Als Bürger ins Haus kam, ein junger Mann von 25 Jahren, waren zwei Töchter bereits erwachsen. Anna, die Aelteste, die sogenannte „Ente“, hat stets mit Bürger treue Freundschaft gehalten; als die Ente längst den Amtmann Eldenhorst [Elderhorst] in Bissendorf geheirathet hatte, nahm sie Bürgers verwaiste junge Brut unter ihre breiten Fittige. Die zweite Tochter, ein Mädchen von 18 Jahren, hieß Dorette. Zwischen ihr und Bürger blieb es nicht bei der Freundschaft. Im März 74 fragt Bürger bei Boje an: „Wißt Ihrs schon, Freund, daß ich mich hier verplempert habe?“ Als Bürger damals diese vulgäre Ausdrucksweise brauchte, ahnte er noch

nicht, wie ernstlich sie zutraf. Denn damals war er ganz Liebhaber, der von seiner Auserkorenen versichert: „Mag sie doch andern nichts seyn, mir ist sie alles.“ Boje knüpft an seinen Glückwunsch die Frage: „Aber begeistert Sie die Liebe zu keinem Gesange? Sie hätten die Liebe feurig singen müssen, oder kein Dichter kann's!“ Doch die Sangeslust war nur gering. Offenbar kam der Verlobte nicht viel zur Einkehr in sich selbst. Was später in der Ballade Rosettchen von Taubenhain erfahren sollte, geschah zur lauen Sommerzeit auch dem Doretchen auf Niedeck: „Ach Liebender Glauben ist willig und zahm.“ Aber Bürger handelte anders als der treulose Junker vom Falkenstein. Er forderte das Liebchen zur Frau. Im November war die Hochzeit, und das Kind, das sechs Monate später zur Welt kam, war ehrlich. In den Flittertagen erwacht Bürgers Muse zu einem „neuen Leben“:

Ei! wie so wach und froh,
Froh und wach sind meine Sinnen!
O, von welcher Sonne floh
Meines Lebens Nacht von hinnen!

Im Unterschiede zu den spätern Mollyliedern kann man dieses Gedicht mit einigen wenigen andern als Dorettenlieder bezeichnen. Sie sind banal und ohne tiefere Empfindung. Der Dichter holt sich sein Rüstzeug nicht vom eignen liebenden Herzen, sondern aus dem Arsenal der Minnesinger. Auch scheinen schon in der Brautzeit öde Stunden über ihn zu kommen, denn das Bedürfniß nach Lektüre ist bei beiden Liebesleuten groß. Die Freunde in Göttingen können nicht genug Lesefutter schicken; offenbar ist es Bürgers Wunsch, den Geschmack des Weibes zu bilden. Das scheint ihm auch gelungen zu sein. Denn unter den spärlichen Aeußerungen über seine Frau findet sich (Dezember 76) diese: „Millers (des Siegwartdichters) Briefwechsel gefällt mir und meiner Frau, die gar nicht unrichtig zu urtheilen pflegt, sehr wenig“. Ein solches Lob fällt umso mehr ins Gewicht, als Bürger in demselben Briefe vor dem Heirathen warnt: „Die Ehe — und wenn es auch aufs köstlichste mit ihr ist, ist Mühe und Arbeit.“ Je mehr Bürgers Herz gegen seine Frau erkaltete, desto ehrlicher ist er betreibt, ihr gerecht zu werden. In demselben Briefe, wo er sich sehr drastisch über eheliches und außereheliches Liebesglück äußert, theilt er (August 77) Boje mit, er sei hinter einige geschriebene Heimlichkeiten seiner Frau gekommen, die gar erstaunlich viel Anlage verriethen: „Es ist aber ein gar schnurriges Weib. Von allen dem läßt sie keinem Menschen, am allerwenigsten mir was sehen. Wüste sie, daß ich was davon ausspionirt hätte, so wäre alles aus. Ich muß sie also in der Stille beginnen laßen und verstohlen sehn, was heraus kömmt!“ Eine dieser Heimlichkeiten steht unter Bürgers Gedichten, ist von ihm, wie er es in seinem Musenalmanach auch mit den Erzeugnissen andrer that, ausgefeilt worden und heißt „Muttertändelei“. Es ist in nairer schlichter Weise der Stolz und die Freude am Besitz eines rothwangigen, goldzottellöckigen, wohlgenährten, heitern Kindes ausgesprochen, das sie keinem zutraut und keinem anvertraut. In der Liebe zu diesem Kinde blieben die Gatten einig; als es ihnen durch den Tod genommen wurde, kam übers Jahr der erwünschter Ersatz.

Das junge Amtmanns paar war bald nach seiner Verheirathung nach Wöllmarshausen gezogen, aber mit Niedeck blieb ein reger verwandtschaftlich-freundschaftlicher Verkehr. Dieser wurde noch inniger, als sich im Frühjahr 77 der alte Amtmann Leonhart plötzlich niederlegte und starb. Jammer und Noth waren groß. „Meine Frau“, rühmt Bürger, „ist noch die einzige, die noch etwas Besonnenheit hat.“ Mitten in den Geschäften, die Leiche und Nachlaß mit sich bringen, denkt Bürger auch an die eigne Zukunft. Wenn er der Nachfolger seines Schwiegervaters würde, so würde er nicht nur die lästige Bevormundung der Herren von Us-lar los, sondern auch seine Stellung höbe und er könnte besser für die hinterbliebene Familie seiner Frau sorgen. In fieberhafter Bewegung, leider umsonst, wendet er sich an Boje nach Hannover, damit dieser für ihn wirke. Seinen „Bürgeranismus“ scheint er ganz verloren zu ha-

ben. Er ist thätig, sorglich und eifrig. Die verwaiste Familie hat Schutz und Trost an ihm. Es kostet ihn unendlich viel Zeit und Mühe, alles in Ordnung zu bringen und den jungen Söhnen eine Unterkunft zu schaffen. Und wie geht in diesen Sorgen sein gutes Herz auf! Wie weiß er zu trösten, zu warnen, zu mahnen! Seinen jüngsten Schwager Georg, das Nestküken, den allgemeinen Liebling, einen hübschen siebzehnjährigen Jungen hat er als Kadetten untergebracht. Er giebt ihm auf die Reise ein wahres Poloniusbrevier mit; als der Junge über Heimweh klagt, schreibt er ihm Briefe, die jeder lesen sollte, der an Bürgers liebenswürdiger Treuherzigkeit und gemüthvoller Laune zweifelt.

Was den Ton dieser Briefe so brüderlich und beinahe mütterlich macht, war allerdings nicht allgemeine Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit. Auch ein gutes Herz öffnet seine Gründe nicht jedem Ersten Besten. Der Knabe Georg war nicht nur Dorettens liebster Bruder, sondern er hatte auch den Blondkopf und die himmelblauen Augen einer Andern. Als Bürger nach Niedeck zog, hüpfte in demselben Garten, wo er sein bräutliches Glück fand, ein halbwüchsiges Mädchen umher, die jüngste der Schwestern. Im Hause ward sie die Guste genannt, in den Liedern ihres Dichters heißt sie Molly. Als Bürger sich mit seiner Dorette vermählte, hielt er die Kleine noch für ein Kind. Zu spät erkannte er, daß erst sie die Rechte für ihn war. Noch als der Vater lebte, war es im Leonhartschen Hause offnes Geheimniß, daß Bürger und Gustchen einander gern hatten. Unter den Freunden Bürgers waren nur Göckingk und Sprickmann, die in ähnlichen Wirrungen lagen, ins Vertrauen gezogen.

Boje, der nächste Berather in allen poetischen Dingen, erfährt von diesem Liebeshandel nichts. Man fürchtet wohl seine sittenstrenge Miene. Aber dem Freunde Sprickmann wird (Januar 77) geklagt: „Alle Gesundbrunnen der weiten Welt werden den Brand nicht kühlen, der mir in allen Adern und in dem innersten Marke wüthet. Gott! Gott! Was ist das im Menschen was die Leute Liebe nennen?“

Und Oktober 78 heißt es: „Ich schmachte noch immer und werde leider Gottes! so lange schmachten, bis ich mir die Seele ausschmachte.“ Um jene Zeit merkte (sei es durch Klatsch, sei es durch den Spürsinn der Freundschaft, sei es durch die neuen Lieder, die plötzlich ihren eignen Ton hatten) auch Boje, daß nicht alles in Ordnung war: „Ich fürchte, du hast irgend einen Seelenkummer, den du mir nicht sagst, der dich abspannt und dich unthätig macht.“ Bürger hält noch immer hinterm Berge, aber gelegentlich stöhnt er auf: „Ach! — mein tiefverwundetes, ewig unheilbares Herz! — Kein Sterblicher hat noch seinen Tod eifriger gewünscht, als ich.“ Viel offener ist er gegen seinen Schwager, den kleinen Fähnrich Georg, dem er (Oktober 82) mittheilt, daß Gustchen den nächsten Winter bei seiner Schwester Müllner in Langendorf bleibt. Er fügt hinzu: „Ob sie mich gleich dort entbehren muß, so lebt sie doch dort in anderen Betracht glücklicher als anderswo.“ Und Frau Dorette bestätigt mit derselben Post die Nachricht von Gustchens Abwesenheit. Wie sehr sich diese ruhige, sanfte, durch ihr Schicksal zur Philosophin gewordne Frau in die sonderbare Lage zu schicken wußte, geht noch aus einem andern Briefe hervor: „Das stille ewige Einerlei eines ununterbrochenen glücklichen Lebens würde mich, glaube ich, am Ende ermüden; man fühlte die Reize desselben nicht mehr so lebhaft, indeß Abwechslung unseren Hoffnungen und Erwartungen eine Kraft giebt, die uns oft unendlich glücklicher als der wirkliche Genuß eines Glückes macht.“

Zur Zeit dieser sanften Gefäßtheit war im Müllnerschen Hause jener kleine „Rackbengel“, das Söhnchen Mollys und Bürgers, bereits vier Monate alt. Von seinem Dasein scheint allerdings der Onkel Georg noch nichts zu wissen. Es scheint aber wirklich, als ob Bürger sich nach der Katastrophe, die eine Trennung von Molly zur Folge hatte, seiner Frau wieder liebevoller genähert hätte. Fernando kehrt von Stella Cäcilien wieder. Noch im Weihnachtsbrief desselben Jahres schreibt Frau Dorette ihrem „recht lieben George“: „Uebrigens jage nur immerhin alle dummen Grillen zum Henker, daß wir nun gerade just zum Unglück sollten geboren sein. ich Protestire öffentlich dawieder. Besonders in meiner heutigen Laune. es wird dir

schon gut gehn George du bist ein guter Junge, und sieh nur, ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, du weist wie wenig ich sonst auf den Sinn dieses Worts Anspruch machen konnte! ich freue mich herzlich, ob ich gleich fürs Künftige vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe. Also George, Sorge nicht für den andern Tag, oder mit andern Worten, denck nicht ans Künftige wenn dir das Gegenwärtige Freude macht. Hängen wir nicht immer mehr am letzten?“

Wie viel mehr erschüttert dieser heroische Gleichmuth, als wenn die arme Frau sich in Klagen und Jammer erginge! Anderthalb Jahre darauf starb sie an den langwierigen Folgen einer Entbindung. In der Todesanzeige spricht Bürger von einer „friedsamen und gemächlichen Eheverbindung.“ Er hielt auch das Trauerjahr inne, bevor er diejenige zur Frau nahm, die „seit zehn oder zwölf Jahren nach einem unerklärbaren Verhängniß das Unglück seines Lebens gewesen war, um sie dadurch zum Glück seines noch übrigen Lebens umzuschaffen.“

Bürger konnte sein „kleines liebenswürdiges Weib“ gleich als angehende Frau Professorin nach Göttingen führen. Sie ist „eine gute und fleißige Hausfrau“ und er hofft, daß dies nicht wenig dazu beitragen werde, ihm auf den grünen Zweig zu helfen. Sein Schwager Ludwig Leonhart hatte aber doch Aergerniß an diesen Verhältnissen genommen. Bürger schilt ihn deswegen einen Don Quixote, der sich habe bewindmüllern lassen: „Nein Lieber Junge, wir waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit in weiter nichts bestand, als daß wir uns liebten, ohne uns dies weder gegeben zu haben, noch wieder nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten, als wir selbst; und hätten nicht Leute, die es nichts anging, ganz unberufener Weise ihre Nasen dazwischen gesteckt, so würde alles seinen stillen und ruhigen Gang gegangen seyn. Mein Gewissen hat sich nicht vorzuwerfen, daß ich deswegen ein minder guter Ehemann gegen meine verewigte Dorette gewesen sey, als ich wohl sonst gewesen seyn würde. Ich konnte sie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sey, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten. Nun, dies ist es ja wohl alles, was dein Herz gegen uns empörte.“

Dieser selbe Brief kündigte auch die nahe Ankunft eines „Erbprinzen“ an. Aber am ersten Weihnachtsfeiertage 1785, sechs Monate nach der Hochzeit, kam ein Mädchen zur Welt, und fünfzehn Tage darauf starb Bürgers Molly im Fieber: „Sie, die Ganzvermählte seiner Seele, Sie, in deren Leben sein Muth, seine Kraft, sein Alles verwebt war.“

In diesem größten Schmerze, der ihm zu Theil werden sollte, fallen ihm die Worte seiner Lenore ein: „Hin ist hin! Verloren ist verloren.“ Und seine furchtbaren Klagen unterbricht er mit dem Verweise: „Niemand nehme sich heraus, mir zu sagen: Bürger, sei ein Mann! Ja denn, ich bin Einer; und zwar ein ganzer Mann, der ich so was, und noch so zu tragen vermag, als ichs wirklich trage.“

Wie die wirkliche Molly gewesen ist, darüber fehlen uns die Urtheile. Auch genügt uns Bürgers Gefühl für sie. Wie sie ihm erschien, so lebt sie in seinen Liedern fort, und wie sie hier erscheint, so ist ihre Gestalt unsterblich. Jeder Wechsel der Empfindungen in diesem Herzensbündniß findet seinen Nachhall in den Liedern. Zunächst ein frohes Genießen der unschuldigen Gegenwart. Helle, heitere Töne! Mit den Singvögeln um die Wette trällert der Liebende vor dem Fenster der schlafenden Liebsten sein Trallirum larum Leier! Wohl ist Sehnsucht nach ihrem Besitze da, aber dieses Verlangen getröstet sich der Hoffnung: „Geduld! die Zeit schleicht auch herbei!“ Ueber die Kette, die sein Herz trägt, kann er noch scherzen; ein ausgelassener Gefangener, der selbst dem Gedanken an ewigen Verlust noch nicht ernsthaft Raum geben mag.

Wann einst des Todes Sense klirrt,
Eins von uns wegzumähen,
Ach, lieber Gott, wie wehe wird

Dann mir und dir geschehen!

Mitten in diesem frühlingajungen Glück, das ihn mit erster und mit einziger Liebe zugleich umfängt, besinnt er sich, wie wenig er ein Recht auf dieses Glück hat, und noch in halbtändelndem Tone fragt er die Weisen um Rath, wie es kam, daß Schön Suschen, d. h. Dorette seine Frau ihm einst anders erschien als jetzt. Die Weisen wissen keine Antwort, und so giebt er sie sich selber:

Drum, Lieb' ist wohl wie Wind im Meer:
Sein Sausen ihr wohl hört;
Allein ihr wisset nicht, woher,
Wißt nicht, wohin er fährt.

Aber auch diese Erklärung hält nicht immer Stich. Und Bürgers eigne Liebe zu Molly widerlegt sie. Sie dauert und wird fest im Leide. Des Liebenden Sehnsucht steigert sich; wie seine Leonore, möchte auch der Dichter „vor den Wehen der ungestillten Lust“ am liebsten sterben. In dieser Stimmung kramt der Dichter unter alten Papieren und sucht ein Lied hervor, worin er eine solche Stimmung ausmalte, ohne selber von ihr beherrscht gewesen zu sein. Er kann nun erst die Probe auf sich selbst machen. Aber den süßen Sommertag, an dem „das Mädchel, das ich meine“, achtzehnjährig wird, läßt er doch nicht vorübergehn, ohne sie gleichsam vor den Spiegel zu führen und ihr schalkhaft ein reizendes Bild ihrer Reize zu zeigen. Sie ist ihm die Krone der Schöpfung. Das Holdeste, was es auf Erden giebt, ist ihrer werth, und er dankt dem lieben Gott dafür. „Wer hat wie Paradieseswelt des Mädels blaues Aug' erhellt?“ „Wer hat das Roth auf Weiß gemalt, das von des Mädels Wange strahlt?“ „Wer schuf des Mädels Purpurmund, so würzig süß und lieb und rund?“ „Wer ließ vom Nacken blond und schön des Mädchens seidne Locken wehn?“ Jedem dieser Reize entspricht ein gleichartiges Wunder der äußern Natur; jedoch diese große Schöpfung Gottes verliert allen Werth, darin geboren zu sein,

Wenn nie in solcher Liebespracht
Dies Mädchel mir auf Erden lacht.

Aber das Mädchel ist mehr als nur die Krone der natürlichen Schöpfung. Sie ist etwas Uebernatürliches. Es geht nicht zu mit rechten Dingen.

Zaubermädchel, auf und ab
Sprich, wo ist dein Zauberstab?

Und doch vermag alle diese Liebespracht und aller dieser Herzenszauber, all dieser innere Reichthum und Mollys ganzer „Werth“ einen einzigen kleinen Wunsch nicht zu erfüllen:

Ja, wenn ich Allgebieter
Von ganz Europa wär',
Ich gäb' Europens Güter
Für sie mit Freuden her,
Bedingte nur dies Eine
Für sie und mich noch aus:
Im kleinsten Fruchtbauhaine
Das kleinste Gärtnerhaus.

In deutschen Uebersetzungen des Molièreschen Misanthrop sollten diese in schlichtester Volksweise gedichteten Verse für jenes altfranzösische Volkslied eingesetzt werden, wonach sich der Liebhaber, wenn König Heinrich ihm seine große Stadt Paris für das Liebchen böte,

auf diesen Tauschhandel nicht einläßt. Kein Uebersetzer war bisher im Stande, diesen Volkston zu treffen. Bürger hätte es vermocht.

Bürgers Wunsch geht nicht in Erfüllung. Molly fühlt sich schuldig. Sie will sich losreißen, und Bürger dichtet nun seine große Elegie, in der alles ausgesprochen ist, was er an der Geliebten besitzt, was er an ihr verlöre. Schon hier in diesem Gefühlsgange begegnet ein Motiv, das er später seinem tiefsten und mächtigsten Mollyliede, dem Gedicht an die kalten Vernünftler oder, wie es später hieß, an die Menschengesichter zu Grunde legte. Schon in der Elegie bekannte er sich zur Unfreiheit seines menschlichen Willens, zur Herrschaft der Natur über seine seelische und sittliche Kraft.

War denn diese Flammenliebe
Freier Willkür heimgestellt?
Nein! Den Samen solcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld.
Unausstilgbar keimen diese
Sprossen dicht von selbst empor,
Wie im Thal und auf der Wiese
Kraut und Blume, Gras und Rohr.

Diesen ganz modernen Gedanken führt er im allermodernsten Sinne durch. Der Mangel an moralischer Energie entspringt auch ihm aus psychopathischen Gründen:

Sinnig sitz ich oft und frage
Und erwäg es herzlich treu
Auf der besten Willenswage:
Ob uns lieben, Sünde sei?
Dann erkenn' ich zwar und finde
Krankheit schwer und unheilbar;
Aber Sünde, Liebchen, Sünde
Fand ich nie, daß Krankheit war.

Mit dem Recht des Kranken heischt er Nachsicht und Milde. Und was will er denn? Er will nur hinschaun nach dem Paradiese, umfahren die schöne Insel, auf der seine Herzenskönigin thront, landen will er nicht. Er ist dennoch gelandet. Molly erhörte ihn, sie riß sich nicht los, sie hielt sich fest an ihn. Es kommen wieder selige, fröhliche Zeiten. Das Versteck im wogenden Kornfeld hütet ihr „Eiapoepia“. Sie sind wie die Kinder, und er neckt sie. Er findet tausend Möglichkeiten unter denen ihre Treue doch wohl nicht stand hielte, und bringt sie schier zum Weinen, nur um so desto öfter und holder in allen denkbaren Wandlungen des Ausdrucks immer dasselbe Geständniß ihrer Liebe zu hören. In diesem wundervollen Gedicht „Untreue über Alles“, das seltsamer Weise unter die Balladen gerathen ist, liegt so viel Sonnenschein, so viel junges, erstes, keusches Glück, daß man glauben möchte, sein Wölkchen hinge am Himmel der seligen Zwei. Und doch hatten auf ihr schaurig süßes Geheimniß schon die „Menschengesichter“ gestarrt: die kalten Vernünftler, die da glauben, der gute Vorsatz genüge, ein Herz zu zwingen.

Was drängt ihr euch an die Kranken heran,
Und scheltet und schnarchet sie an?
Von Schelten und Schnarchen genesen sie nicht.
Man liebet ja Tugend, man übet ja Pflicht;
Doch keiner thut mehr als er kann.
Die Sonne, sie leuchtet; sie schattet, die Nacht;
Hinab will der Bach, nicht hinan!
Der Sommerwind trocknet: der Regen macht naß;
Das Feuer verbrennet. — Wie hindert ihr Das? —

O laßt es gewähren, wie's kann!
Es hungert den Hunger, es dürstet den Durst;
Sie sterben von Nahrung entfernt.
Naturgang wendet kein Aber und Wenn. —
O Menschengesichter, wie zwinget ihr's denn,
Daß Liebe zu lieben verlernt?

Es kommt zum Abschied. Bürger begleitet die Geliebte, die seinen Sohn unter dem Herzen trägt, nach Langendorf zu Müllners, wo Schwester Friederike sich sehr von den kalten Vernünftlern unterscheidet und die arme Gefallne in ihr Herz schließt. Er kehrt zu seiner Frau zurück. Was Molly bei diesem Abschied empfand, hat „der Mann der Lust und Schmerzen“ ausgesprochen. Das endliche Glück gesetzlicher Verbindung aber macht den Dichter verstummen. Das stille Grab, das dieses Glück erst gewährte, hat wohl Ruhe verlangt. Auch scheint die Freude am Besitz minder poetisch zu sein, als Wunsch und Erinnerung. Denn als nach halbjährigem Besitze auch Molly todt ist, als von ihr nur die Erinnerung blieb, fing zwei Jahre später die Harfe des Verlassenen wieder an von ihrem Ruhm und ihrem Reiz zu klingen.

Wie ein Bildhauer wohl bestrebt ist, im Bildniß der todtten Geliebten sein Meisterwerk zu schaffen, so ging auch Bürger darauf aus, für das Gedächtniß seiner Molly das Beste zu leisten, was ihm je gelungen ist. Er verläßt sich nicht mehr allein auf die Eingebungen des Augenblicks, sondern er ist bemüht, seiner dichterischen Kunst die feinsten Formenreize abzugewinnen. So entstanden zwei Jahre nach Mollys Tode die vielumstrittenen Sonette und das Hohelied von der Einzigen. Das Hohelied ist nicht das Feurigste, auch nicht das Mächtigste, was Bürger geschaffen hat, aber es ist sein erhabenstes Lied. Der Realist verwirklicht hier sein Ideal, indem er die Verklärte als eine Lebende feiert, frei von allen Schlacken des Irdischen und doch ein wandelndes Menschenbild. In die Sonettendichtung tritt man wie in ein Mausoleum. Molly liegt in marmorner Leichenschönheit da. Alles was einst lebendig war, scheint wieder aufzuleben, und doch ist Todeskälte drüber hingebreitet. Die Wehklage um ihren Verlust faßt sich in verhaltene Trauer, dem ernsten Auge fehlen schon die Thränen. Nie sind dem feiervollen Schweigen in Todesnähe schönere Worte gegeben als hier. Und wie man einen Gedächtnißtempel gern mit Bildern aus dem Leben des Umtrauerten schmückt, so werden auch dem trauernden Dichter Eindrücke wieder gegenwärtig, die weit hinter ihm liegen: sein verbotnes Glück, sein langes Werben.

Das erste dieser Sonette lautet:

Nicht selten hüpfst, dem Finken gleich im Haine,
Der Flattersinn mir keck vors Angesicht.
„Warum, o Thor, warum ist denn nur Eine
Dein einziges, dein ewiges Gedicht?“

Ha! Glaubst du denn, weil Diese dir gebricht,
Daß Liebe dich mit Keiner mehr vereine?
Der Gram um sie beflort dein Augenlicht,
Und freilich glänzt durch diesen Flor dir Keine.

Die Welt ist groß, und in der großen Welt
Blüht schön und süß viel Mädchen noch und Frauen.
Du kannst dich ja in manches Herz noch bauen.“

Ach Alles wahr! Vom Rhein an bis zum Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutschen Auen.
Was hilft es mir, dem Molly nur gefällt?

Vom Rhein an bis zum Belt lag auch das Schwabenland. Ein Jahr nachdem Bürger diese

Sonette gedichtet hatte, war in der schwäbischen Hauptstadt eine lustige Gesellschaft versammelt und ein hübsches schwarzbraunes junges Mädchen wird mit ihrer Begeisterung für Gottfried August Bürgers Gedichte aufgezogen. Sie geht auf die Neckerei ein und erklärt, den Mann würde sie unbesehn heuern. Flugs sind einige Reime zu Stande gebracht, in denen das übermüthige „Schwabenmädchen“ dem Göttinger Dichter-Professor Hand und Herz bietet. Durch Vermittlung einer kuppelfreudigen Literatin kommt das Blatt Bürger vor die Augen, und er müßte kein Dichter und kein Bürger sein, wenn er nicht auf den schalkhaften Ton einging. Es entspinnt sich zwischen Stuttgart und Göttingen ein neckischer Schriftenwechsel, der aber allmählich ernsthafter wird. Keine, die er mit Augen sah, konnte ihm seine Molly ersetzen. Hier aber erscheint ihm ein Traumbild, eine holdselige Sklavin seiner dichterischen Macht. Das ist poetisch, wundersam! Wie, wenn hier das erlösende Schicksal winkte, das dem vierzigjährigen Mann endlich Ruh und Glück brächte? Er wirbt um das Schwabenmädchen, und die Demoiselle Elise Hahn zieht als Frau Professorin Bürger gen Göttingen. „Das Herz muß jedem im Leibe lachen, wenn er den Januar mit dem May so reizend zusammen gepaart sieht“, hatte der Bräutigam in Stuttgart gejubelt.

Dieser Mai aber war ein stürmischer und wetterwendischer Mai. Die „hardie brunette“, die er einst zärtlich seine kleine schwarze Hexe genannt hat, ist wirklich eine Hexe. Sie betrügt ihn, verwüstet sein Haus, entfernt ihn von seinen Freunden, untergräbt seinen Ruf und bringt ihn vollends an den Bettelstab. Nach anderthalb Jahren des Schimpfes und der Schande muß er sie aus dem Hause jagen. Ein unendlich langer Brief an seine Schwiegermutter, die Wittve Hahn in Stuttgart, giebt uns bis ins Peinlichste und Kleinlichste Auskunft über alle schmachvollen Vorgänge dieser kurzen Ehe. Der Brief zeigt einen an Leib und Geist gebrochenen Mann. Auch seine Würde und seine Grazie waren dahin. Es blieb ihm nur noch übrig zu sterben.

Die Göttinger Professoren, die verstohlen hinter den Fenstergardinen seiner Leiche nachsah, ließen den tief verschuldeten Mann der schwäbischen Elise begraben. Aber dem deutschen Volk erscheint er jetzt nach hundert Jahren an der Hand der blonden Molly; und im blauen Glanz ihrer Vergeißmeinnichtaugen geht ein großer Dichter zum Gedächtniß der Nachwelt ein.

III. Bürger im Kampf um die Kunst.

[Sonntagsbeilage Nr. 26 zur Vossischen Zeitung Berlin 1. August 1894, Nr. 302]

Bürgers frühzeitigen Zusammenbruch verschuldeten nicht nur seine unablässigen Kämpfe ums Dasein, nicht nur seine Herzenskämpfe, sondern auch ein Todeskampf auf dem Gebiete der Kunst. Verarmt und betrogen, wie er war, fand er auch hier einen mächtigen Gegner, der ihn zu Boden warf. Bürgers Poesie hat sich von diesem Mordschlage rasch genug erholt. Dem Menschen gab er den Rest. Wenn Bürger auch, wie Schillers Talbot, mit dem Hohne gestorben sein mag: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn“, so war doch sein Untergang damit entschieden.

Der Schlag wurde von Weimar-Jena aus geführt, von derjenigen Stätte, die für Bürger das Ziel seiner höchsten Wünsche immer gewesen war. Was hätte er drum gegeben, mit Wieland, Herder, Goethe, Schiller in einer Stadt, von einer Luft leben zu dürfen! Wenn er in seinen höchsten dichterischen Idealen zu Homer, Ossian und Shakespeare als den „drei größten Volksdichtern“ aufsah, so war er doch zu sehr Kind seiner Zeit, zu sehr lag ihm die Entwicklung seiner Kunst im Herzen, als daß er nicht mit den innersten Fasern seiner Seele an dem gehangen hätte, was im lebendigen Geschlecht aufstand. Im „Hain“ unter seinen alten Götting-

ger Genossen, dem feinen, aber zaghaften Boje, dem grobschrötigen Voß, dem zarten Hölty, dem bethränkten Miller, den seraphischen Stolbergs, dem albernen Cramer fühlte er sich doch nicht ganz heimisch. Er hielt mit; aber glaubte doch, daß bei den „Edlen in Weimar“ für eine urwüchsige Dichternatur Stärkenderes zu erbeuten wäre, als in diesem blindlings Klopstock nachäffenden Bardenthum: „Denn — unter uns, Freund! — man wird nach und nach der tobenden Haingesänge satt“. (Okt. 76 an Boje.) Gegen den gefeiten Schutzheiligen der Göttinger Bündler wurde Bürger viel früher kritisch als die andern. „Was doch große Leute oft sonderbar sind,“ bemerkt er (Nov. 76 an Boje) über ein Klopstocksches Epigramm. An jenem denkwürdigen Julitage von 1775, wo die Barden Klopstock zu Ehren das Bildniß Wielands verbrannten und in tugendhafter Entrüstung aus Wielands Lustgesängen Fidibusse für ihre Tabakpfeifen verfertigten, war Bürger nicht zugegen. Er hätte an diesem Bildersturm schwerlich Geschmack gefunden. Schon zur Zeit, als Goethe seinen spätern Freund in „Götter, Helden und Wieland“ verspottete, meint Bürger (Mai 74 an Boje): „Wieland geht mir zwar wenig an, aber doch wollen mir die wüthigen Bisse nicht gefallen, die nach ihm geschehen. Unsere BundsGenossen verlieren dadurch in der That etwas von der Würde, die sie behaupten sollten.“ Er ärgerte sich über Vossens „ewige Anzapfung von Wieland“ und, des literarischen Parteigezänks überdrüssig, schreibt er nach Weimar (November 76): „Mein Ohr kann unmöglich das Geschrey mehr dulden: Hie ist des Herrn Tempel! Hie ist des Herrn Tempel!“ Boje stimmt bei und spricht dazu (Dezember 1776) beherzigenenzwerthe Worte, die auch den literarischen Parteigängern unsrer Zeit gelten dürften: „Ferne bleibe der (Teufel des Partheygeistes) auf ewig von uns, mein Freund! Wir wollen alles Schöne, Gute, Große empfinden, anerkennen, laut preisen, wenn’s Gelegenheit gibt, und wäre der Teufel davon der Urheber.“ Wiederholt wird Bürger von Wieland nach Weimar eingeladen. Noch weniger als an Bürgers Person erlischt das Interesse an der Homerübersetzung, zu deren endlicher Vollendung Wielands Teutscher Merkur noch im Herbst 81 mahnte. Horaz ist das Vehikel, das den Verkehr mit Weimar vermittelt. Man war hüben und drüben darin einig, auf der Grundlage der großen, griechischen Volksdichtung weiterzubaun, trotz dem Widerspruch „einiger süßer empfindsamer Herrchen, denen Homer zu grausam und wild ist.“

Persönlich nicht so nahe wie zu Wieland, aber weit inniger in der Sache stand Bürger zu Herder, der auch für ihn der große Anreger und Lichtspender wurde. Als 1773 die Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst erschienen waren, jauchzt Bürger auf: „O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder, eben das von der Lyric des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einiger Maßen entsprechen“. Nicht nur Lenore entsprach dieser Lehre, sondern auch die schwüle, von der neuern „Bürgerphilologie“ nicht genug gewürdigte Ballade „Lenardo und Blandine“. Von Bürger erwartete Herder „einen deutschen Helden- und Thatengesang“ im Stile der alten Volksgesänge. Er fügt hinzu: „Seine Romanzen, Lieder, selbst sein verdeutschter Homer ist voll dieser Akzente“. Herders Beispiel veranlaßte Bürger, sich mit der Poesie auch theoretisch zu beschäftigen. Was er in Briefen an die Freunde und in dem agitatorischen Aufsatz „Aus Daniel Wunderlichs Buche“ ästhetisch erörtert, ist voll der Herderischen Gedanken über den durch keinen Kunstdichter zu erreichenden Werth der Volkspoesie. Freilich hätte Herder nie so einschlagen können, wenn nicht Bürgers ganzes Naturell magnetisch dorthin verlangt hätte, wo der große Fühler der Volksseele das Ziel deutscher Poesie zeigte.

Wir wollen dieses Ziel, über das der jüngere und wildere Poet gelegentlich gern hinauschoß, möglichst mit Bürgers eignen Worten bezeichnen. Für dieses Ziel fand Bürger eine ihm allein gehörige Bezeichnung. Sie heißt „Popularität“. Es ist ein Schlagwort, das wie jedes Schlagwort im Begriff theils zu weit, theils zu eng ist. Man möchte an die heutigen so viel mißbrauchten und so falsch verstandnen ästhetischen Schlagworte Realismus und Naturalis-

mus denken, wenn Bürger seine Popularität mit „Anschaulichkeit und Leben“ übersetzt. Ebenso wie die moderne naturalistische Theorie, kam auch Bürgers „Popularität“ zu einer Kritik des für die Kunst scheinbar so unentbehrlichen Schönheitsbegriffes. Als er 1787 zu seinen Göttinger Vorlesungen einlud, schrieb er in das Programm: „Wenn irgend ein Ausdruck vieldeutig, irgend ein Begriff dunkel und schwankend ist, so sind es Wort und Begriff von Schönheit ... Weit besser wäre es daher, wenn man sich des Wortes Schönheit in der Theorie des Stils ganz enthielte und das Grundgesetz, das man unter ihrem Namen aufzufinden versucht hat, lieber das Gesetz der Vollkommenheit nennte.“ Denn „Vollkommenheit ist nichts anderes als Uebereinstimmung der Mittel zum Zwecke“. Diese helle Aeußerung bezieht sich freilich auf den Stil der deutschen Sprache. Wie sehr sie auch Bürgers Meinung vom Stil der deutschen Dichtkunst trifft, beweisen frühere Bemerkungen. Das Siegel seiner Vollkommenheit, sagt er, ist die Popularität eines poetischen Werkes. Poesie ist Nachbildneri. Alle Bildneri ist in der Endwurzel Darstellung (nicht Nachahmung) des Urgegenstandes. Darstellung aber ist Spiegel und Spiegelbild. So kommt schon Bürger dazu, die Kunst als Wiedergabe des Natureindrucks zu fassen. Von der temporären Wirklichkeit, unter der so oft die Natur des modernen Naturalismus einseitig und engherzig verstanden wurde, hat sich allerdings kein Dichter weiter entfernt, als Bürger, der gerade über diesen Punkt mit Nicolai, dem Obmann der Berliner Aufklärung, hart an einander gerieth. Wenn sich heutige Realisten, durch den Kuß der Erde antäisch gestärkt, nicht mehr allein damit begnügen, das von ihnen selberlebte oder miterlebte *hic et Nunc* darzustellen, sondern wenn sie, wie es alle große Dichtung thut, auch stofflich in die Welt der Träume, der Phantasien, der Symbole, in das, was Goethe „die dritte Welt“ genannt hat, übergreifen, so werden sie von Freund und Feind des Treubruches am eignen Prinzip beschuldigt. Gegen Bürger konnte ein so kurzsichtiger Einwand nie erhoben werden. Denn Bürgers Welt hatte von jeher mehr als drei Dimensionen; seine stärkste Kraft setzte er stets darein, Uebersinnliches zur sinnlichen Anschauung zu bringen. Von seinem rationalistischen Nützlichkeitsstandpunkt hatte Herr Daniel Seuberlich-Nicolai mithin nicht unrecht, wenn er dem Herrn Daniel Wunderlich-Bürger vorwarf, durch die poetische Verwerthung von Hexen und Gespenstern würde der alte Köhler- und Aberglaube wieder ins Volk getragen werden. Wie man heute gegenüber den psychopathischen Wagnissen moderner Dramatiker um die Seelenruhe und Nervenpflege des Publikums besorgt wird, so fürchtete damals Nicolai für die mühsam eroberte Herrschaft der Vernunft. Und wie heute die poesielose Konsequenz jener Besorgniß vor allem einen Tragiker wie Shakespeare trafe, so trug Nicolai nicht das leiseste Bedenken, die von Bürger übersetzten Hexenszenen des Macbeth als vernunftwidrig und kulturfeindlich zu perhorresziren.

Wie man heute, wenn die Parteien zanken und die Schlagworte schwirren, unwillkürlich sich fragt, was wohl der eine oder andre still von fern ins Getümmel schauende Kenner der Höhen und Tiefen drüber denken mag, so lag damals im Hader, den die Seuberliche und Wunderliche über Wesen und Werth der Volkslieder hatten, die Frage am nächsten: was sagt Lessing? In der Erinnerung an gemeinsam ausgefochtne Kämpfe aus ferner Jugendzeit schien Nicolai ohne Weiteres auch in diesem Streitfall Lessings Gesinnungsgenossenschaft vorauszusetzen. Lessing soll ihm von Wolffbüttel gegen den grünen Frevel neues Material schaffen. Wenn Daniel Wunderlich nach dem Beispiele Herders verlangt hatte, man solle die alten Volkslieder sammeln und historisch-kritisch herausgeben, so macht sich Daniel Seuberlich in seinem „kleynen feynen Almanach“ flugs daran, solche Volkslieder abzudrucken, um ad oculos zu demonstriren, was das für ein unvernünftiges und pöbelhaftes Zeug sei. Von der Zeit der Literaturbriefe her entsann Nicolai sich, daß Lessing eine für damals seltne Kenntnis solcher Volkslieder besaß; aber er schien mit zunehmendem Alter vergessen zu haben, wie eifrig gerade Lessing damals gegenüber der unsterbliche Gottschedlichkeit nicht nur für Shakespeares Hexen und Geistererscheinungen, sondern auch für die Lieder des Volkes eingetreten war.

Lessing, der nun nicht mehr in ästhetischen, sondern in theologischen Händeln das Schwert schlug, äußerte sich in einem nothgedrungenen Antwortschreiben an Nicolai höchst kühl über den „kleyne feynen Almanach“, dessen wissenschaftlicher Werth ihm durch den Mangel an Quellennachweisen beeinträchtigt ward, und dessen satirische Absicht ihm gar nicht einleuchtete. Er weiß nicht, was er für Material schicken soll. Gute Volkslieder wären ja Wasser auf die Mühle der Gegner. Nachahmungen gelehrter alter Reimschmiede würden mit Recht nicht als Volkslieder anerkannt werden. Blieben also nur „Pöbellieder“ übrig, worunter Lessing ungefähr das versteht, was man heute mit dem Schunkelwalzer andeuten müßte; Lessing zieht sich mit der feinen Bemerkung aus der Affaire, der ganze Spaß komme doch wohl auf Vermengung des Pöbels und Volkes hinaus. Wer aber der Vermenger war, ob Wunderlich oder Seuberlich, konnte sich Nicolai selber deuten.

Wie scharf Lessing den Mißverstand Nicolais getroffen hat, geht daraus hervor, daß Bürger, der von jenem Privatbriefe an Nicolai nichts wissen konnte, gleichfalls die Worte Volk und Pöbel gegenüberstellte. Wie man auch heute Ludolf Waldmann mit Guy de Maupassant vermengt und in den Schaustellungen des Americantheaters Satiren auf eine literarische Strömung bejubelt, so ist gegen Bürger vielfach der Vorwurf erhoben worden, sein Instrument sei der Dudelsack und seine Balladen seien Gassenhauer. Das hat ihn nie geschreckt; immer wieder gab er die Losung aus: Volksmäßigkeit ist Güte.

Seine „Popularität“ stellte er unter zwei Gesichtspunkte. Der eine faßte den poetischen Stil, der andre die Wirkung nach außen hin auf. Er verlangte, daß ein echtes Gedicht von Jedermann aus dem Volke nachgeföhlt werden müßte. Somit ging er auf Popularität in unsrem Sinne aus, und es ist kein Zweifel, daß er eben dadurch seine ästhetischen Zwecke erreichte. Je mehr er die dem Volk verständliche Sprache führte, desto mehr näherte sich seine Kunst dem Natureindruck. Dieses positive Bestreben hatte in damaliger Zeit gewiß dasselbe revolutionäre Aussehn, wie heute der Naturalismus. Es kam damit ein Feind ins Land der herkömmlichen Poesie. Und keiner fühlte sich so sehr wie Bürger im Gegensatz zu gewissen Tagesgrößen. Wenn er dichterische Potenzen wie Lessing, Wieland und Klopstock über die Parteien erhob, so wettete er gegen die niedern Herren desto feuriger los. Besonders der Glätter und Plätter Ramler hatte es ihm angethan: „Entweder will ich der poetischen Pedanterie ein Ende und neue Epoke machen, oder mitsamt meinem Ansehn zu Grunde gehen. Die alten übermütigen Starrnackten mus man par force beugen. In Berlin hält man, wie mir versichert worden ist, Ramlern für den einzigen teutschen Dichter, der Respect verdiente. Aber ich will dich dressiren, luftiges Halbmanngesindel!“ (Nov. 78. an Boje.) Der „klassischen Schulfuchserey“, wie er sie von Ramler vertreten meinte, stellt er seine Popularität entgegen; und mit der gehörigen Blindheit des Revolutionärs ruft er mitten aus seinem Enthusiasmus für Volkspoesie heraus (Aug. 75) Bojen zu: „Vor den klassischen Dichtarten fängt mir bald an zu ekeln.“ Eine neue Vierländer Idylle von Voß ist ihm lieber als das hochtrabendste Chorlied des Pindar, und sehr stolz ist er drauf, in dieser Abneigung gegen pindarische Unnatur den Göttinger Philologen Heyne für sich zu haben. Immer fester glaubt er seitdem an seine Göttin Popularität: „In der Poesie muß, trotz aller Erhabenheit und Göttlichkeit, dennoch alles sinnlich, faßlich und anschaulich seyn; oder es ist keine Poesie für diese, sondern vielleicht für eine andere Welt, die aber — nirgends existiert. Glaube mirs! Glaube mirs! Es ist kein Gegenstand der Poesie, der nicht populär behandelt werden könnte. Dem Urquell, woraus alle Poesie entspringt, wohnen alle Menschenkinder so nahe, daß sie daraus trinken können. Warum leiten wir denn das Wasser, durch Pump- und Druckwerke auf hohe unersteigliche wolkenumschleyerte Felsen?“ (September 77 an Boje.)

Ueber gewisse unklare Vermengungen des Stofflichen und der künstlerischen Form, des Stils und der Wirkung aufs Publikum ist Bürger so wenig weggekommen, wie die meisten Anhänger und Gegner des heutigen Naturalismus. Aber vor einem schützte ihn sein dichter-

scher Genius; seine Prinzipien verführten ihn nie, die alte Größe zu verkennen. Wenn er mit Pindar allen klassischen Tand verwerfen möchte, so wächst dadurch um so stärker seine Bewunderung für den antiken Homer. Es gehört zu seinen höchsten Lebenswünschen, diesen „großen Volksdichter“ in der eignen Sprache dem eignen Volke so zu geben, daß es ihn empfinden könnte, wie ihn sein eignes Volk empfunden hat. Mit der Kraft Homers genährt, will er selber Homerisches schaffen. Während seine Göttinger Freunde Fritz Stolberg und Voß dem langsamen Arbeiter als hurtige Wettbewerber in den Weg traten, während Fritz Stolberg die Parole ausgab, Bürger würdige durch seine volksthümlichen Jamben den Homer herab, und Bürger furchtlos dagegen rief, vor dem Hinanwürdigen sei ihm immer viel bänger, als vor dem Herabwürdigen, erhielt er für dieses Unternehmen den mächtigsten Zuruf aus Weimar von Wieland, Herder und auch von dem „unbegreiflichen Zauberer“ Goethe.

Aber in seinem Verhältniß zu Goethe war Bürger nicht glücklicher als sonst. Auch hier erlebte er eine herbe Enttäuschung. Das Jahr 1773 war für beide die Zeit ihres Sonnenaufgangs. Damals erschien der Götz und, durch den Götz mächtig gefördert, die Lenore. Als Bürger den Götz las, wußte er sich vor Enthusiasmus nicht zu lassen. Für dieses eine Stück des „deutschen Shakespeare“ will er alle Werke Voltaires und des „leimnen Götzen“ Corneille verkaufen. Er schildert seinem Boje, welche Erschütterung er im innersten Mark gefühlt habe: „Mitleid! Schrecken! — Grausen, kaltes Grausen, wie wenn einem kalter Nordwind anweht!“ Diese Lust am Furchtbaren kennzeichnet den werdenden Balladendichter. Höhnisch tritt er dem schöngestigen „Rezensentengeschmeiß“, dem „Lesepöbel“ entgegen, der schon bei der Orsina die Nase rümpfte und beim Götz erst recht den Rüssel verziehen werde. Vor allem bewundert er den edlen und freien Mann, der den „elenden Regelkodex“ unter die Füße tritt, und „der der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst war“. Wer dieser Mann ist, wußte Bürger damals noch nicht. Bald aber weiß er es, und auch dem andren wird es kund, wie sehr man ihn bewundert. Goethe ist es, der zuerst „die papierne Scheidewand“ zwischen ihnen einschlägt: „Unsre Stimmen sind sich oft begegnet und unsre Herzen auch. Ist nicht das Leben kurz und öde genug? Sollen die sich nicht anfassen, deren Weg mit einander geht?“ Zwischen Frankfurt und Altengleichen wird nicht oft und nicht ihn ausführlichen Briefen verkehrt, aber die kurzen, spärlichen Zettelchen quillen über von gegenseitiger Zuneigung. Ganz von ungefähr, ohne Abrede und Formalität stellt sich das bruderherzliche Du ein. Beide Dichter sind noch nicht 30 Jahr alt und stehn in Herzensnöthen: Goethe bei Lili, Bürger bei Molly. Auch in dieser Stimmung empfinden sie sich. Von der Zärtlichkeit, die in ihnen quillt, fluthet etwas an die gleichgesinnte Freundesbrust. „Süßer Junge!“ klingt es vom Main herüber, und „lieber, blühender, lebendiger, rüstiger Junge!“ hallt es vom Harze wider. Goethe ist der Einzige, dem Bürger sein wahres, eigentliches Ich entfalten könnte. Wenn Bürger klagt, so tröstet Goethe: „Freu dich der Natur, Homers und deiner Teutschheit“. Wenn Bürger halb ironisch mit seinen Leistungen renommirt, so zügelt Goethe: „Ich hab a l l e r l e y geschrieben, das dir eine gute Stunde machen soll — sind aber doch allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor unserer Mutter Natur haben sollten.“ Zu diesem „Allerley“ gehört auch die „Stella“, das Schauspiel für Liebende, in dessen melancholischen Sternen der Gatte Doretens, der Geliebte Mollys sein eignes Eheschicksal hätte lesen können. Die tief bewegende Dichtung sollte ihm nach Goethes Wunsch Liebes- und Lebenswärme in den Schnee bringen; sie zeigte ihm nur den eignen Zwiespalt.

Im stillen Wunsch, mit dabei zu sein, begrüßt Bürger Goethes Eintritt in Weimar. Jedoch bald seufzt er: „Wär er doch noch der alte Doktor Wolfgang Göthe zu Frankfurth am Mayn!“ Unter die Briefe des jungen Geheimraths an Frau von Stein schleicht sich immer seltner und kühler ein Zettelchen an Bürger ein. So lautlos, wie es gekommen war, verschwindet wieder das Du der Anrede, und eine nach Bürgers Art verträdelte Geldangelegenheit, die Subskription auf den säumigen Homer betreffend, stimmte den korrekten Weimaraner nicht freundli-

cher. Als im Frühjahr 81 der Herzog Karl August nach Göttingen kam und den Dichter berühmtester Balladen ganz besonders auszeichnete, schwollen Bürgers Hoffnungen, in Weimar oder Jena einen Platz zu finden, wieder mächtig an. Wer diese Hoffnungen mit grausamer Würde bis aufs letzte zerstörte, war kein anderer als Goethe. Die peinlichen Erfahrungen, die der Hof- und Staatsmann mit seinem Straßburger Jugendgenossen Lenz auf dem Hofparkett gemacht hatte, ließen ihn gegen gestiefelte Genies doppelt vorsichtig sein.

So waren seit jenem Götz- und Lenoren-Frühling sechzehn Jahre vergangen; endlich wurde Bürgers Wunsch erfüllt, den Boden Weimars wenigstens besuchsweise zu betreten. Zum ersten Mal fand er nun auch Gelegenheit, seinem Herzbruder von ehemals die Hand zu schütteln. Wenn sich diese beiden großen, offenen Augenpaare im dichterischen Feuer trafen, wieviel des Eises konnte da schmelzen! In diesem Wahne schlug Bürger an Goethes Thür. Der Dichter des Götz hatte für den Dichter der Lenore nur wenige Minuten Zeit. Das Einzige, was sie gemeinsam zu interessiren schien, war die Frequenz auf der Göttinger Universität. Ueber seinem weiten, großen, freien Menschenherzen knöpfte Herr von Goethe die feierliche Weste zu, und der arme Bürger stand betroffen da. Der also in Gnaden Entlassene verewigte diese Visite in einem Epigramm, aus dessen steifem Spott man die enge Schnur ums Herze spürt. Ein Menschenalter später, als Bürger längst gestorben war und die jüngste Dichtergeneration, allen voran Heine mit wenigen großartig würdigenden Worten, sein Gedächtniß aufmunterte, wird Goethe von Eckermann über Bürger befragt. „Bürger,“ erwidert er, „hatte zu mir wohl eine Verwandtschaft als Talent, allein der Baum seiner sittlichen Kultur wurzelte in einem ganz andern Boden und hatte eine ganz andere Richtung.“ Wenn Bürger in jenem Epigramm klagt, er habe vor dem „Alltagsstück Minister“ seinen „trauten Künstler“ nicht zu sehn bekommen, so erging es Goethe mit Bürger nicht anders. Auch er verlor den Dichter in der Privatperson, die ihm nicht mehr geheuer war, und deren roheres Gepräge er auch aus Gedichten merkt, wie dem von Frau Schnips, die an der Himmelspforte keift. Daß dieser Eindruck bei Goethe blieb und noch in späten Eckermannstagen entschied, ist jedoch auf den Einfluß eines Andern zurückzuführen.

Sehr viel liebenswürdiger als Goethe, kam damals in Weimar dem etwas hanebüchnen Professor aus Göttingen sein Jenenser Kollege Schiller entgegen. Er nennt ihn einen graden ehrlichen Kerl, mit dem sich allenfalls leben ließe. Freilich er gleich hinzu: „Sein Aeußeres ist plan und fast gemein: d i e s e r Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen aufgegeben.“ Schiller war zwölf Jahre jünger als Bürger. Etwas volksthümlicheres, im Bürgerschen Sinne populärer als der Musikus war für die deutsche Bühne noch nicht geschrieben worden. Der Höflingsübermuth gegen Luise Millerin paßte gut zu dem Junkerübermuth gegen das Taubenhainer Rosettchen. Auch sonst hätten gemeinsame Interessen die Beiden verbünden können. Als der Göttinger Kantprophet nach Weimar kam, hatte sich Schiller soeben in sein förderndes Kantstudium vertieft. Aber gerade diese metaphysischen Bemühungen führten ihn zu einer ästhetischen Anschauung, die seinen eignen Jugendwerken so wenig entsprach wie der Poesie Bürgers. Ein Jahr nachdem die Beiden in Weimar zusammen gewesen waren, erschien anonym in der Jenaer Literaturzeitung Schillers berühmte Rezension der Bürgerschen Gedichte.

Die nächste Aufgabe aller Kritik ist es, zu prüfen, wie weit in der künstlerischen Leistung das vorgenommene Ziel des Künstlers erreicht wird. Diese erste Pflicht des Kritikers, die Kraft am Willen zu messen, hat Schiller Bürger gegenüber nur theilweise erfüllt. Sehr richtig und gerecht geht er von dem aus, was Bürger wollte: vom Popularitätsbegriff. Wie Bürger, erkennt auch Schiller als das höchste Ziel des Dichters, Allen zu gefallen, der Volksmenge und dem Kenner. Aber was Gedichte für die Volksmenge an Interesse gewannen, dürfen sie für den Kenner nicht verlieren. Der Dichter dürfe nicht zum Geschmack der Menge herabsteigen, sondern er müsse als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle, als ein sittlich

ausgebildeter, vorurtheilsfreier Kopf die Masse zur reinsten herrlichsten Menschheit hinauf-läutern. Maßstab des Publikums sei der gebildete Mann. Nur der sei ein Dichter, der mit reinen und gebildeten Händen den reinen, vollendeten Abdruck der interessanten Gemüths-lage eines interessanten vollendeten Geistes zu geben vermag. Der Popularität dürfe nichts von der höheren Schönheit aufgeopfert werden. Unwillkürlich weicht der Kritiker vom Bürgerschen Popularitätsbegriff zum Schillerschen Schönheitsideal aus; die beiden großen künstlerischen Pole, Idealismus und Naturalismus, stehn hier einander schroffer gegenüber, als je vorher oder nachher. Weil sich Bürger das Schönheitsideal Schillers nicht zum Ziele setzte, darum genügt er ihm nicht. Der unbefangene Kritiker überläßt mitten in der Erörterung dem parteiischen Mitpoeten das Wort. Schiller selbst rang sich von seinen kraftgenialen Anfängen durch philosophische und geschichtliche Studien zu einem neuen dichterischen Ziele hin. Um sich mit seiner eignen Vergangenheit ab- und in das Neue hineinzufinden, brauchte er für den inneren Feind, den er in sich selbst vernichtete, ein äußerlich sichtbares und gegenständliches Zeichen. Dies fand er an Bürgers Gedichten. Seine Rezension ist der endgiltige (!) Abfall des Kabale und Liebe-Dichters vom radikalen Realismus. Mit der Begeisterung und Leidenschaftlichkeit des Renegaten flog er dem neuen Kunstziel entgegen und entfernte sich dadurch von Bürger so weit, daß er für die Art und Kunst dieses wesentlich Andern, der sich selbst treu geblieben war, allen gerechten Maßstab verlor. Hierin liegt die naive Grausamkeit seiner namenlosen Rezension, und für die Urtheilsfreiheit späterer Aesthetiker und Literaturhistoriker ist es ein schlechter Beweis, daß Schillers subjektives Verdikt ein volles Jahrhundert lang den Geschmack an Bürger regelte, ohne daß irgend einer der schöngeistigen Nachtreter jenen psychologischen Prozeß, den Schiller durchmachte, an sich selbst erfahren hätte. Weil Schiller und mit ihm auch Goethe für den derben parodistisch-satirischen Humor der Frau Schnips, der Göttermenagerie, der Europa-Jupiter-Ballade das Gefühl verloren hatten, schütteln über diese urwüchsigen Späße noch heute Zeitgenossen den Kopf, denen freilich auch bei Offenbachs köstlichem „Orpheus“ pharisäische Mißbilligung bequem ist.

Aber Schillers Richtschwert blieb nicht in den Travestien stecken. Es schlug auch auf die Mollylieder ein. Schiller verfaßte die Rezension in einer Zeit, wo seine Neigung zu Lotte Lengeföld stark und edel aufblühte, ohne daß er fähig gewesen wäre, seinen reinen und tiefen Herzensempfindungen irgend einen liebeslyrischen Ausdruck zu geben. Er schrieb über dieses zarte Verhältniß recht schöne Briefe an seine Schwestern, aber der Muse flüsterte er nicht das geheimste Wörtchen ins Ohr. Wenn über Gebühr oft die hagre Formel nachgebetet wurde, Goethe sei zwar ein Lyriker, aber kein Dramatiker gewesen, so hätten unsre ästhetischen Schulmeister viel eher verkünden dürfen, Schiller sei zwar ein Dramatiker, aber kein Lyriker gewesen. Es ist wohl nicht nöthig, daß ein geborner Lyriker lyrische Gedichte drucken läßt. In vielen Gemüthern lebt eine stumme Lyrik. Daß in Schiller auch diese Art von Lyrik nicht waltete, beweist sein mangelhaftes Verständnis für die Mollylieder, deren schönstes „An die Menschengesichter“ er mit der „Frau Schnips“ und mit „Fortunas Pranger“ verächtlich zusammenwirft. Nur ein Unlyriker konnte es tadeln, daß diese Mollylieder nicht bloß Gemälde, sondern auch Geburten einer eigenthümlichen Seelenlage sind. Wenn Schiller den lyrischen Dichter davor warnt, mitten im Schmerze den Schmerz zu singen, und dabei auf den Schauspieler exemplifizirt, der durchaus nicht das, was er darzustellen habe, selber empfinden dürfe, so berührt er eines der ungelösesten Kunstprobleme, dessen Lösung im Schillerschen Sinn die Weimarische Theaterschule allerdings voraussetzte, das aber noch heute höchst fragwürdig dasteht. Wenn Schiller die bei Bürger so beliebten onomatopoetischen Naturlaute, wie Klinglingling und Hopp hopp hopp für kindisch erklärt, so wäre ihm dienlich gewesen, einen nicht in Weimar gebildeten Sprecher zu hören, der im „wilden Jäger“ oder in der „Lenore“ diese Naturlaute zur gewaltigsten Wirkung brächte. Wenn Schiller von einem Lyriker verlangt, daß er das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhebe, so verschließt er sich da-

durch dem herzbewegenden Einblick in ein bewegtes Menschenherz. Und wenn er Sätze aufstellt wie diese: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen;“ oder „Der Dichter muß sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben“, so läßt sich begreifen, daß unter dem entscheidenden Einfluß, den Schillers Rezension über Bürger auf die Fortentwicklung deutscher Dichtkunst gewonnen hat, unsrer ästhetischen Schulweisheit die Naturkraft des niedersächsischen Bauernkells widerstand. Bürger, den der stark persönliche Angriff des Ungenannten in trübsten Lebensverhältnissen traf, raffte sich zu einigen schwächlichen Repliken auf und wurde an sich selbst so irre, daß er anfang, in seinen Gedichten nach Schillerschen Rezepten herumzukuriren. Aber einen starken Moment hatte er in diesem Kampfe doch: als er sein Spottgedicht „Der Vogel Urselbst“ schrieb, das, obwohl oder weil es gegen Schiller gerichtet ist, noch niemals nach Gebühr gewürdigt wurde. Es ist eine der glücklichsten literarischen Revanchen, die wir besitzen, und zeigt den niedergetretenen Dichter noch einmal aufrecht dastehn in der ganzen Vollendung seiner poetischen Formen und seines selbständigen Geschmacksbewußtseins.

Man entdeckte erst aus Bürgers Briefwechsel unter Staunen, welch feiner Formensinn diese Naturkraft ihrem Ziele zulenkte, mittels welch weiser, modelnder Kunst hier die gewollten Natureindrücke hervorgerufen wurden, was dieser sprachmächtige Naturalist für ein vorbedachter Meister seines Stils war. Aber sein eignes künstlerisches Ideal hat Meister Bürger doch nicht erreicht. Wenn bei Schiller das Dramatische, bei Gothe das Lyrische überwog, so lag in Bürger ein bestimmt erkennbarer Geniezug, der ihn aus dem Lyrischen heraus dem Dramatischen entgegentrieb. Wie Baumalleen zu einem verschlossenen Parke führen, so sind auf Bürgers nie vollendetem Wege zum Drama die großen, hochwipfligen und reichbelaubten Balladen aufgepflanzt, von denen Gervinus mit Recht sagt, daß sie die Anfänge der dramatischen Kunst in sich schließen.

Gegen Ende des großen Jahres 1773, des Emilia Galotti-Götz-Lenoren-Jahres, erzählt Bürger seinem Boje, er brüte an einer bürgerlichen Tragödie; die frei erfundene Disposition sei fertig, einige Szenen, wobei dem armen Boje die Haare zu Berge stehn sollen, seien schon ausgearbeitet. Auch Bürgers damaliges „Hauskreuz“ (die geisteskranke Hofrätin Listn) solle in diesem mitten aus dem bürgerlichen Leben herausgenommenen Sujet ein Plätzchen finden: „Gott lasse mir dies Werk vollbringen, wie ichs mir vorstelle, so will ich gern allem übrigen entsagen.“ Dem Popularitätsprinzip gemäß sollte das Glück in der hölzernen Bude bei der Dorfschenke genau dieselbe Wirkung thun, wie im Hoftheater. Man glaubt einen „stammeln- den“ und „lallenden“ Naturalisten der heutigen Bühne zu hören, man glaubt die vielbescholtenen Pausenpunkte und Gedankenstriche neuerer Dramen zu sehn, wenn der Shakespearomane Bürger fortfährt: „Sprache wird das wenigste, das meiste wird Handlung sein. In ganzen Szenen soll nicht ein Wort gesprochen werden, und doch sollt ihr Erdensöhne vor der Bühne sprachlos niedertaumeln.“

Zwei Jahre später, vier Jahre bevor Schillers Plutarch lesender Karl Moor in die verblüffte Welt trat, bittet sich Bürger von Boje den Plutarch aus, weil er etwas Dramatisches versuchen wolle. Er habe ein interessantes und kitzliches Sujet auf dem Korn, das sich sehr für den gegenwärtigen Ton der Freiheit schicken werde. Diesen Ton der Freiheit, der ihn anfeuerte, hatte er in den Dramen der Stürmer und Dränger gefunden, die auch mit ihren Stoffen Bürger zuvor kamen. Lenzens „Soldaten“ und vor allem Wagners „Kindermörderin“ (das Motiv der Pfarrerstochter von Taubenhain) sind dramatische Sujets, die auch Bürger lang im Busen herumgetragen hatte, ohne daß etwas geboren wurde. Während er, seiner „mikrologischen Poesie“ satt, mit der Schwierigkeit der dramatischen Form quallvoll ringt, empören ihn die mittelmäßigen Köpfe, die gerade zuerst auf das Schauspiel fallen. Im Gegensatz zu diesen Kulissenarbeitern, die damals so wie heute handwerkten, fehlt ihm jede praktische Bühnenerfahrung.

Als blutjunger Student war er etwa sechsmal im Theater gewesen. Seitdem nie wieder. Schmerzlich sehnte er sich aus seinem isolierten Winkel hinaus auf den vollen Markt des Lebens: „Was wollte ich nicht drum geben, wenn ich nur einmal in meinem Leben so glücklich würde, in einer Stadt zu leben, wo nur unterweilen Schauspieler wären. Das würde vielleicht den dramatischen Samen, wenn welcher in mir liegt, befruchten.“

Boje kommt ihm auch hierin hilfreich entgegen. In Hannover gastirt die berühmte Schröder-Ackermannsche Gesellschaft und Bürger wird dazu eingeladen. Diesmal kommt die Reise wirklich zu Stande. Bürger schließt Freundschaft mit dem großen Schröder, mit seiner Stiefschwester Dorothea Ackermann, vor Allen mit dem ersten deutschen Hamletdarsteller, Brockmann. Im Mittelpunkt der gemeinsamen Interessen steht Shakespeare. Schon vorher war zwischen den Schauspielern und Bürger wegen der Macbethübersetzung verhandelt worden, und Bürger hatte geschrieben: „Wenn mich jemals verlangt hat, ein Schauspiel vorgestellt zu sehen, so ist es von jeher, seit ich ihn kenne, Shakespears Macbeth gewesen. Ach! Und König Lear! König Lear! Wäre es denn nicht möglich, daß Schröder auch den auf die Bühne brächte? ... Wenn ich mich noch einmal in dramatischen Werken versuchen sollte, so wäre wohl das erste die Bearbeitung eines Shakespearschen Stücks.“ Der Dramatiker bescheidet sich hiermit zum Dramaturgen; von ferne winkt auch diesem eine trügerische Hoffnung.

1778 tauchte in Hannover unter dem Hofadel der Plan auf, eine Musterbühne zu errichten. Man verhandelte mit Brockmann, Reinecke und andern hervorragenden Schauspielern. Man sucht auch einen literarischen Leiter. Boje schlägt für diesen Posten Bürger vor. Mit richtigem Takt wittert Bürger sofort den Krebssschaden des höfischen Theaterdilettantismus; wie jeder berufne Dramaturg, der auf sich und seine Kunst etwas giebt, stellt er die Forderung: „Wenn ich der Ehrenmann wäre, so würde ich mir strenge [!] ausbedingen, daß man in meiner angewiesenen Funktion mich unumschränkt ohne Einrede nach meinen Einsichten und Geschmack schalten ließe. Wäre das nicht, und ich müste mich nach Dumköpfen geniren, so dankte ich lieber gleich vor die ganze Herrlichkeit.“ Der Plan scheiterte völlig, und zwei Elemente, die für einander bestimmt gewesen wären, Bühne und Bürger, blieben sich auf immer fremd.

„Wer weiß wo jetzt ein Küchlein noch im Neste gebrütet wird, das in zwey, drey Jahren uns alle überfligt“, hatte Bürger 1778 geweissagt. Nach drei Jahren kam aus dem für Bürger auch sonst so verhängnisvollen Schwabenlande das Küchlein geflogen. Es war auch ein wilder, schöner Waldvogel und brachte „Die Räuber“. Nicht Bürger, sondern Schiller gewann die Bühne und führte sie nach seinem Sinn empor. Auch als Uebersetzer drang Schiller in die eigentliche Domäne Bürgers ein, auf das Shakespearegebiet, das Macbethgebiet. Ein Vergleich der beiden Bearbeitungen ist überaus lehrreich für den ganzen großen Unterschied der beiden Dichter. Er öffnet weite Perspektiven auf das, was die deutsche Bühnendichtung unter Schillers Einfluß geworden ist, was unter Bürgers Einfluß aus ihr hätte werden können.

Bei Bürger Wucht, bei Schiller Glanz; bei Bürger Naturlaute, bei Schiller fließende Rede; bei Bürger charakteristischer Ausdruck, bei Schiller schöner Stil; bei Bürger stählerne Prosa, bei Schiller silberne Verse; bei Bürger Individuen, bei Schiller Typen; bei Bürger Kerle und Weiber, bei Schiller Herren und, selbst im Hexenbrodem, Damen; bei Bürger Brachfeld, aus dem der Duft der Erde steigt, bei Siller geeegtes Land, auf dem die Himmelssonne scheint; bei Bürger Shakespeare, bei Schiller Schiller. Bürgers Beispiel wirkte auf seinen Lieblingsschüler A. W. Schlegel, mit dem er noch in letzter Lebenszeit am „Sommernachtstraum“ arbeitete, und dem er so den Grund zur klassischen, aber höchst unschillerischen Shakespeareübersetzung legte. Aber Bürgers eigne dramatische Kraft blieb unbenutzt, Schiller hingegen dichtete im Stil seiner Macbethübersetzung alle späteren Trauerspiele und eroberte sich damit die Nation. Seit hundert Jahren ist er der Herr im Hause deutscher Dichtung. Von seinem Pol aus hat er die poetische Welt gelenkt. Aber diese Welt bleibt nicht im Gleichgewicht, wenn der Herrsersitz nicht bisweilen wechselt. Und wohin unsre junge Zukunftskunst mit allen

ihren Kräften auch streben und steuern mag, irgendwo wird ihr der Geist Bürgers erscheinen. Auch ihm gilt ein Spruch der Schicksalsschwester seines Macbeth: es war ihm nicht wie diesem beschieden, durch eigne Gewalt ein König zu werden; aber wie der wackre Kriegsgefährte Banquo, der kläglich endete, kann er Könige zeugen.